2

DISKUS

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRG. · FEBRUAR

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Foto: Abisag Tüllmann

VOM ELEND DES STUDIERENS

VON DONALD B. KUSPIT, DR. PHIL.
INSTRUCTOR OF PHILOSOPHY
PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY

Was heißt es, in unserer Zeit Student zu sein? Die Frage ist nicht so naiv, wie sie klingt. Studieren — das Streben nach Wissen, um den Sachverhalt auf die altbackenste, klassischste Weise zu definieren — ist keineswegs eine so weltferne, geistesbezogene Angelegenheit, wie die Erzieher meinen - - - und adelt also auch nicht entsprechend.

In Deutschland (gemeint ist die Bundesrepublik, d. Übers.) und in Amerika (gemeint sind die USA) sind die sozialen Bedingungen des Studierens im weiteren Sinne ähnlich: hier wie dort gibt es einen aufnahmebereiten Markt für genormtes, serien-produziertes Können. Die engeren Verhältnisse, die Hochschulverhältnisse, die Fließbandverhältnisse, sind verschieden. In Amerika muß der Dozent in einen Wettstreit mit Beschäftigungen treten, die mehr Prestige verheißen, als Lernen: Sport, Verbindungsbetrieb, Partnersuche — alles Mittel zur Anpassung an den tieferen Rhythmus und Sinn des amerikanischen Lebens, adäquatere Mittel als der Besitz von Wissen. Es ist tatsächlich erstaunlich, wie gut ein bißchen Wissen in Amerika bezahlt wird, wenn es von einem hohlen Lächeln begleitet wird.

In Deutschland muß sich der Dozent mit dem Dünkel und den bürokratischen Neigungen der Studenten quälen.

Daß die meisten Studenten noch kein kritisches Urteil besitzen, ist bekannt. Wichtiger ist indessen die Erkenntnis, daß die Dummheit der Studenten nicht in einem Übermaß sondern, im Gegenteil, in einem Mangel an jugendlicher Leidenschaft begründet ist, an deren Stelle das obskure Verlangen getreten ist, „konform" zu gehen, was zunächst bedeutet: niemandem Ärger zu machen — schon gar nicht sich selber. Studenten scheinen mir eine kunstvolle Maske zu tragen. Sie glauben, sie bewegten sich unsichtbar für den Lehrer, unter dem Schutz einer Ägis, wie sie Athenae vor Odysseus hielt. Sie bemühen sich um jenen Gesichtsausdruck, den F. Scott Fitzgerald für die Voraussetzung zum Erfolg hielt: ein Lächeln, gewirkt aus der Jovialität eines Bestattungsunternehmers und eines Cadillac-Verkäufers. Das Bemerkenswerte an der Maskerade der Studenten ist, daß sie nicht witzig ist, sondern selbstzerstörerisch. Der Student entpuppt sich als Lügner vor sich selbst. Um des Erfolges im System willen betrügt er sich selbst. Dieses Lügen besteht im allgemeinen in einem braven Hinnehmen dessen, was kommt — einer Resignation, die nicht allein die Schuld des akademischen Systems ist, sondern die zum guten Teil begründet ist im Widerwillen des Studenten, sich selbst zu behaupten, da sich das nie auszahlt. Denn heutzutage heißt „Erwachsenwerden", in eine Welt einzutreten, in der sich alles auszahlen muß.

Die Universität ist nicht mehr die Stätte, wo Jugend zur Reife gelangen kann, sie ist eine Vorbereitungsstätte auf die Spannungen des „freien Marktes". Wenngleich die Studenten Opfer jener Bürokratisierung sind, der sich die Universitäten unterzogen haben, um den Anforderungen des Marktes zu genügen, so erinnern die Studenten doch an Opfer, die ihrem Henker selber die Axt reichen, die ihre eigene Hinrichtung vollstrecken - - - in der Form von Fügsamkeit, Apathie und einem bewußten Einengen ihrer Einsichten auf den Bereich unmittelbaren Eigeninteresses: ein unwissentliches Verscherzen jenes Rechts auf Welterkenntnis, das sich aus ihrer jugendlichen Unwissenheit herleitet. Der Student lernt nichts von der Welt — er lernt, wie man sich in die Welt einfügt. Der Student, der die Struktur seiner Gesellschaft in Frage stellt, sieht sich dem Ende seiner eigenen Freiheit des Fragens gegenüber — seiner Isolierung in irgendeinem dunklen Winkel des Unbehagens, wo er vielleicht seinen Protest privat deklamieren darf, aber zu öffentlicher Impotenz verurteilt ist.

Zum ersten Mal in der Geschichte der Universitäten berichten amerikanische Studienberater und Tiefenpsychologen vom Ausbruch offener Psychosen bei einigen Studenten — ein Ausdruck dieser Impotenz. An den amerikanischen Universitäten entwickeln die Studenten ihr Selbstbewußtsein, ihr Ich, durch ihre Noten, ihre fachfremden Beschäftigungen und ihre Zukunftspläne — nicht durch ihr Wissen. Wissen ist heutzutage nicht mehr Zweck, sondern Mittel. Und obgleich ständiger Wechsel das soziale Klima Amerikas zu sein scheint, herrscht weithin Trägheit, Mittelmäßigkeit und Banalität.

Ich glaube, daß diese Züge auch die Mentalität der deutschen Studenten beherrschen, doch glaube ich, daß sie verdeckt werden durch das Balgen um eine geringere Zahl von Stellungen, durch den Druck der Examina, durch die größere Reife — d. h. das höhere Alter der Studenten — und durch größere sexuelle Freiheiten, als sie die amerikanischen Universitäten bieten. Aber der Zug zur Mittelmäßigkeit ist ziemlich universal; mit mehr Beigemüse in Deutschland, aber mit derselben Wucht. Ab und zu begegnet man Individuen — vielleicht sogar häufiger, als anzunehmen wäre. Aber sie verlieren sich im System und werden unkenntlich durch ihre Beflissenheit, Individuen zu sein.

Diese Individuen entsprechen häufig einem bestimmten Typ. In Amerika ist der Typ zur Zeit der Beatnik — d. h. ein herabgekommener Romantiker, der Sex zum Fetisch macht, eine blasierte, kommunikationsfeindliche Haltung zur Schau stellt, und der, wenn er doch redet, wie ein Werbetexter deklamiert. Ein anderer Typ ist der Summa-cum-laude-Student mit genuinen intellektuellen Fähigkeiten. Aber die Triebkraft seiner Leistungen ist das Streben nach Macht — in Form der Zulassung zu den besten medizinischen oder rechtswissenschaftlichen Fakultäten.

In Deutschland sind die „Individuum-Typen" in der Regel politisch interessiert und sexuell aktiv, was meist Hand in Hand geht und sich gegenseitig aufhebt. Es bleiben artige Bohèmiens, die für eine verlorene Sache kämpfen und die trotzdem — vielleicht als ihren ausgeprägtesten Zug — eine kritische Distanz zu ihrer Welt besitzen. All diese Typen von Individuen sind bedeutungslos neben der größeren Mittelmäßigkeit, die noch betont wird durch die akademische Routine: die Bürokratisierung der Universitäten um irgendwelcher Entwicklungen außerhalb der Universität willen. Die Universitäten verkaufen ihre Studenten in dem Moment, wo sie sich für irgendwelche Ideologien („Vaterland", „Abendland") und für die „Erfordernisse des Tages" einspannen lassen.

Eine kleine intellektuelle Minderheit der Studenten befindet sich heute in der Situation von Reaktionären: sie möchten eine Welt (wieder)herstellen, in der es ihnen möglich wäre, zu revoltieren. Aber die meisten Studenten streben zur Richtstätte des Alltags noch ehe sie charakterlich soweit gereift sind, daß sie der Wucht des Systems widerstehen könnten. Sie verscherzen damit all jene Möglichkeiten, die die Transzendenz der Jugend ausmachen.

IN DIESEM HEFT: POLITIK: SECHS FRAGEN AN PROFESSOR MITSCHERLICH / PRESSESERIE: WERKHEFTE — EINE STIMME DES OFFENEN KATHOLIZISMUS / DISKUS-DEBATTE IM HESSISCHEN LANDTAG ■ AUSLAND: AMINIS IRAN/LETTRE DE PARIS ■ FEUILLETON: ARGUMENTE 5: CARLFRIEDRICH CLAUS: NOTIZEN ZWISCHEN DER EXPERIMENTELLEN ARBEIT - ZU IHR / WERNER SCHREIB: SEMANTISCHE MALEREI

6 Fragen an Alexander Mitscherlich

Der Direktor der psychosomatischen Universitätsklinik Heidelberg

und des Instituts und Ausbildungszentrums für Psychoanalyse und psychosomatische Medizin Frankfurt

gibt Auskunft über die Motive, Thesen und Ziele der HUMANISTISCHEN UNION

DISKUS: Herr Professor Mitscherlich, Sie sind eines der Vorstandsmitglieder der im vergangenen Jahr von Dr. Szczesny gegründeten „Humanistischen Union". Können Sie uns kurz erläutern, warum die Gründung und der Beitritt zur HU Ihnen notwendig erschien und welche Ziele und Zwecke die HU im öffentlichen Leben der Bundesrepublik erfüllen will?

Prof. Mitscherlich: Es wird am einfachsten sein, wenn ich Ihnen die §§ 2 und 3 der Satzungen der HU zitiere. In ihnen ist formuliert, worauf die Arbeit der HU hinzielt. Der § 2 lautet: „Es ist der Zweck und die Aufgabe des Vereins, alle Bestrebungen zu fördern, welche

■ die ungehinderte Entfaltung aller religiösen, philosophischen, weltanschaulichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Strömungen in der Bundesrepublik gewährleisten,

■ es dem einzelnen Bürger gestatten, von seinen im Grundgesetz garantierten Rechten der individuellen Lebensgestaltung, der Glaubens-, Gewissens- und Bekenntnis-, der Meinungs-, Informations- und Koalitionsfreiheit ohne Furcht vor Nachteilen Gebrauch zu machen,

■ die Unabhängigkeit des Staates und seiner Einrichtungen sowie aller Bereiche, in denen gesamtgesellschaftliche und sachliche Aufgaben zu lösen sind, gegenüber Machtansprüchen konfessioneller und weltanschaulicher Gruppen garantieren,

■ der Festigung demokratischer Solidarität und Toleranz, insbesondere auf dem Gebiet der Erziehung, dienen."

Es ist wichtig, diesen Paragraphen im Zusammenhang mit § 3 zu lesen:
„Der Verein lehnt alle Tendenzen ab, welche an die Stelle der freiheitlich-demokratischen Ordnung, wie sie das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vorsieht, eine weltanschaulich gebundene Ordnung setzen wollen."

Ich betone den Zusammenhang dieser beiden Paragraphen, weil natürlich gleich sehr gescheite Leute gekommen sind und uns fragten, ob wir wirklich für die Entfaltung „a l l e r weltanschaulichen Strömungen" in der Bundesrepublik seien, also z. B. auch für eine neo-nazistische oder bolschewistische. Wer für die Toleranz plädiert, wir wir es in der HU tun, muß wissen, was er mit Toleranz meint. Meine Meinung ist, daß es im D e n k e n keine Schranken der Toleranz geben darf, keine Denkverbote, es muß jedem freistehen, alle Möglichkeiten des Denkbaren durchzuspielen, die sich ihm anbieten; eine andere Sache ist es, wo das Denken zur verbindlichen H a n d l u n g s anweisung wird. Wenn wir auf den Anspruch einer Denkrichtung treffen, allein verbindliche Normen für das gesellschaftliche Leben geben zu können und wenn danach verfahren wird, hört die Toleranz auf — und zwar zuerst bei jenen, die sich selbst so verengen; sie werden zu Gegnern des Vielschichtigen, Alternativen, Widersprüchlichen. Ihr letztes Mittel, für welchen Inhalt auch immer, muß die Gewalt sein. Es ist die Aufgabe der Toleranten gegen diese Monomanen die Pluralität der Begabungen, Neigungen, Überzeugungen zu verteidigen. Und gerade das ist nicht intolerant, sondern konsequente Toleranz.

Wir sind gegen die Neigung, politische Opposition, kulturelle Minoritäten zu funktionslosen Anhängseln der gerade herrschenden Mehrheiten und überlegenen Machtgruppen werden zu lassen. Und gerade das scheint mir die Gefahr, in die wir in der Bundesrepublik schon wieder recht tief verwurzelt sind. Dieser Gesichtspunkt war es, der uns veranlaßt hat, die HU zu gründen, als eine Vereinigung aller jener Menschen, denen Leben unter Menschen nur dann lebenswert erscheint, wenn ihnen erlaubt ist, sich vielstimmig auszudrücken.

DISKUS: Die HU soll demnach der Verteidigung der Demokratie dienen. Welche Chance geben Sie der HU in diesem Bestreben?

Prof. Mitscherlich: Wir wissen, daß die toleranteste und aufgeklärteste Haltung zu politischer Wirkungslosigkeit verurteilt ist, wenn sie sich nicht zu organisieren versteht. Ersparen Sie mir im Augenblick die Nennung von Beispielen, die uns herausgefordert haben. Aber wir wissen um eine Reihe von Interessengruppierungen, denen man Schranken setzen muß, wenn sie nicht die größere Einheit einer pluralistischen Gesellschaft gefährden sollen. Wir sind allerdings der Auffassung, daß sie das schon tun und daß sich eine Lethargie des „kleinen Mannes" ausbreitet, die keiner Demokratie gut tut, auch wenn es den meisten gut geht. Um Löhne oder um Staatssubventionen für die Landwirtschaft kämpfen wohlorganisierte Interessengruppen. Wir wollen das Interesse des besagten kleinen Mannes dafür zu gewinnen suchen, daß nicht nur neue Schulen gebaut werden und daß sie eine prächtige Turnhalle und ein Schwimmbad bekommen — alles in bester Ordnung —, sondern daß in ihnen auch demokratischer Geist herrscht, der Geist der Achtung vor der Freiheit und für das „fair play" — leider gibt es noch keine deutsche Übersetzung dafür, leider, aber es braucht ja nicht dabei zu bleiben.

All das kann m[illegible]ur erreichen, wenn man in der Gesellschaft eine geformte Gruppe unter anderen ist. Damit allein, daß man sich mehr Freiheit der Entscheidung ersehnt, ist es nicht getan, man muß auch etwas für einen solchen Wünsch riskieren. Das wollen wir nicht scheuen.

DISKUS: Wie r[illegible]erte die Bevölkerung und die Presse auf das Hervortreten der HU? Ist die HU Diffamierungen ausgesetzt?

Prof. Mitscherlich: Soweit wir bisher an die Öffentlichkeit getreten sind, konnten wir uns nicht darüber beklagen, daß uns niemand anhören wollte. Es haben uns viele Leute zugehört und auch zu erkennen gegeben, daß sie recht gut verstanden haben, was wir wollen. Mit der Presse bin ich selbst nicht so gut gefahren. Von meinem Vortrag über „Sinn und Aufgaben der HU" in Frankfurt ist nahezu nur der Schlachtruf übrig geblieben „HU bekämpft Kirchen". Das tut mir leid. Aber es ist vielleicht nicht bedeutungslos. Da ich der Meinung bin, daß es nicht „den Juden" oder „den Deutschen" gibt, kann ich kaum der Auffassung sein, es gäbe „die Kirche". Allerdings bin ich der Auffassung, daß Kirchen organisierte soziale Gruppen sind und daß sie Leittendenzen haben. Sie zeigen viele Gesichter; das „Hochland" liest sich anders als „Mann in der Zeit" oder ein Bistums- oder Gemeindeblatt. Leider lesen viele Gebildete aus Abneigung gegen Massenmedien diese Blätter nicht. Schade. Hier wird nämlich Politik im großen Stil für den kleinen Mann gemacht; und manches aus dieser Politik, finden wir, läuft einer Erziehung zur Toleranz, oder genauer einer Erziehung im Sinne einer Religion der Liebe stracks entgegen. Dagegen werden wir uns erlauben, Einspruch zu erheben. Kann man einen solchen kritischen Widerspruch so einfach und global mit Kampf gegen die Kirchen abtun?

Wir wollen uns aber nicht bei Polemik aufhalten, wir haben besseres zu tun, z. B. an einer solchen Stelle die Denkhemmung zu registrieren. Offenbar konnte mancher Berichterstatter es nicht ertragen, daß an einer Institution eine bestimmte und belegbare antidemokratische, autoritäre Tendenz kritisiert wird. Ehrfurcht ist schön, aber sie sollte es so weit bringen, daß man am ehrfürchtig Verehrten auch die irdischen, weniger ehrfurchtgebietenden Züge sieht und ihnen sogar entgegentritt — ohne deshalb gleich die ganze Sache abzuwerten. Das will offenbar gelernt sein; auch deshalb scheint mir die HU nötig. So ein kleines Exempel beweist es.

DISKUS: Welche konkreten Erfolge hatten Sie, d. h. die HU bisher? Beabsichtigen Sie z. B. Musterprozesse anzustrengen u. Ä.?

Prof. Mitscherlich: Über unsre „Erfolge" oder Mißerfolge zu sprechen ist es noch zu früh. Geben Sie uns noch ein paar Jahre Zeit. Wir sind ja alle Menschen, die in ihrem Beruf stehen, nicht zu Berufspolitikern werden wollen, sondern uns für das, was wir für eine Staatsbürgerpflicht halten, ein paar Stunden abgeizen.

Wieweit wir aktiv werden können, hängt einmal von der Zahl der Mitglieder ab, die wir für die HU werben können, [illegible]d dann auch von deren Opferbereitschaft. [illegible]ürlich ist es unsere Absicht, im Falle flagranter Verletzung der Grundrechte dem zu helfen, der sich aus eigener Kraft nicht helfen kann — also beispielsweise eine uns gut erscheinende Sache in einem Musterprozeß durch so viel Instanzen zu verfolgen wie es nötig[illegible]. Das kostet Geld und dazu braucht man [illegible]leute, die bereit sind uns beizustehen. Wir wollen hoffen, daß wir im Ernstfall beides haben.

DISKUS: Können Sie uns noch etwas über die Organisation (Beitritt, Mitarbeit usw.) und die Arbeitsweise (Hervortreten, Einflußnahme auf die öffentliche Meinung) sagen?

Prof. Mitscherlich: Beitreten kann der HU jeder, der ihre Zwecke und ihre Aufgaben bejaht. Als nächstes wollen wir örtliche Arbeitsgruppen organisieren. Wir hoffen dabei auf die aktive Mitarbeit unserer Mitglieder. Jeder soll seine Beobachtungen über offensichtliche Mißstände berichten. Manches wird dabei ans Licht kommen, was sonst unbemerkt geschieht. Daß es unbemerkt bleibt, braucht aber beileibe nicht zu heißen, daß es ohne Wirkung, ohne zerstörerische Wirkung auf das Leben eines Einzelnen und auf den Stil und Geist des Zusammenlebens von uns allein bleibt.
Unser Ziel ist ein freundliches. Sie können meinetwegen auch sagen, ein idealistisches. Ich bin bereit, auch dieses doppeldeutige Wort zu ertragen, auch wenn mir mehr die Hier-und-Jetzt-Humanität und weniger großes Pathos vorschwebt. Um freundlich leben zu können, muß man aber auch weniger freundlich Gesinnten, wo es not tut, mit Verstand und Überlegung und Entschlossenheit entgegentreten können. Um der Toleranz willen.

Diskus: Als Studentenzeitung interessiert uns natürlich, welche Resonanz die HU unter Ihren Kollegen fand und wie Sie sich eine eventuelle Mitarbeit der Studentenschaft denken. Könnten Sie uns darüber noch etwas sagen?

Prof. Mitscherlich: Auch darüber zu sprechen, ist wohl noch verfrüht. Eine nicht kleine Zahl von Hochschullehrern ist spontan — wie ich selbst — der HU beigetreten, als Dr. Szczesny seine erste Einladung verschickte. Auch die Beteiligung und das Interesse der Studentenschaft scheint mir erstaunlich groß, jedenfalls wenn ich die Klage bedenke, die ich sonst über die politische Uninteressiertheit der Studenten höre. Wir scheinen mit unserem Aufruf gerade unter den nachdenklicheren Studenten Freunde gefunden zu haben. Die Entstehung von studentischen Arbeitsgruppen wäre für uns eine große Befriedigung. Denn schließlich sind Sie es, von denen ein gut Teil der Verwirklichung eines toleranten Sozialgefüges in der Zukunft abhängen wird.

STREIT-ZEIT-SCHRIFT

Herausgeber: V. O. Stomps
Redaktion: Horst Bingel

Seit fünf Jahren ist die Zeitschrift das streitbare Organ der jungen deutschen Literatur.

B i s h e r i g e T h e m e n :
Reflexion heute
Sexuelles Verkalten
Neonazismus in der deutschen Literatur
Europäische Literatur der Gegenwart u. a.

Neben einem Hauptthema enthält jede Ausgabe unveröffentlichte Prosa, Lyrik, Graphik und Autorenkarikaturen sowie Rezensionen.

„Ein ernsthaftes Forum: man möchte der Zeitschrift aus Anlaß ihres fünften Geburtstages ein langes Leben wünschen." Die Welt

„Ein lebendiger Sammelplatz der jungen deutschsprachigen Schriftsteller." Svenska Dagbladet, Stockholm

„Formulierungen werden wie Salben und Tinkturen zu einem Ziehpflaster gemischt." Frankfurter Allgemeine Zeitung

„Streitbare Zeitschrift der jüngeren Deutschen ohne den bekannten grimmigen Ton." Utrechtsch Nieuwsblad, Utrecht

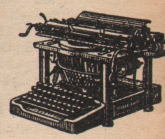
Die Zeitschrift erscheint zweimal jährlich.
Abonnement DM 5,40; Einzelheft DM 3,–

Verlegt für die EREMITEN-PRESSE durch die Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

Hinweis:
Die Vicky-Karikatur in der letzten Ausgabe des DISKUS entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages der englischen Wochenzeitung NEW STATESMAN, die jetzt von deutschen Studenten für DM 30,– jährlich direkt vom Verlag:
10 Great Turnstile, London WC 1
bezogen werden kann.

Wir empfehlen die Beilagen der Zeitschrift Kontraste und des Leipziger Vereins BARMENIA der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser.

Leserbriefe



Kritik an allem und jedem
Wer mußte diesmal alles daran glauben? Zunächst der „Mittelstand". Herr Freienfeld bietet uns einen modernisierten (aber deshalb keineswegs realistischeren) Marx und versteht nicht, daß die 53 Millionen unterdrückten Proletarier immer noch kein einheitliches Klassenbewußtsein haben . . .
Es folgt ein Angriff auf Atomschutz und Atomplanung der Bundesregierung. Aus sachlichen Gründen bin ich ebenfalls ein Gegner der atomaren Bewaffnung der Bundeswehr, wer sich aber den Bemühungen zum Bevölkerungsschutz widersetzt, wie es Herr Baethge tut, bezeugt damit kein allzu großes politisches Verständnis. Jedes Kind kann sich nämlich ausrechnen, daß es zu einem Atomkrieg völlig ohne deutsches Zutun kommen kann . . .
Nach Strauß, der schon zum traditionellen Angriffsobjekt geworden ist, bekommt Marcel Schulte sein Fett, weil er kein Verständnis dafür hat, daß Studenten für die „Verwirklichung der großen Ziele der Vereinten Nationen" demonstrieren. Ganz unrecht hat er nicht, denn diese Studentendemonstrationen sind etwas einseitig: Gegen die Mörder Lumumbas, gegen Tschombé und die „Union minière", aber nicht gegen die Mörder der Missionare in Kongolo (waren ja auch „nur" Europäer), nicht gegen die Folterungen in Südtirol, die zwei Menschen das Leben kosteten (siehe „Spiegel", letzte Januarnummer), nicht gegen den Terror in der Zone. Hier wird mit zweierlei Maß gemessen und deshalb sind die Demonstrationen unglaubwürdig.
. . .
Zusammenfassend möchte ich Sie fragen: Welches Ziel verfolgen Sie eigentlich? Welche Aufgaben haben Sie sich gestellt? Aus Ihren Federn kommt nur Kritik, Kritik an allem und jedem, Kritik in oft übelster polemischer Art. Wenn man aber so scharf kritisiert, muß man doch feste Vorstellungen über andere Lebens-, Staats- und Gesellschaftsformen haben. Es wäre an der Zeit, daß Sie einmal Ihre diesbezüglichen Forderungen und die Wege zu deren Verwirklichung darlegen würden. Kritik aus Prinzip ist destruktiv . . .
Diese Gedanken sind mit mehreren Kommilitonen durchgesprochen und wir erwarten eine eindeutige klärende Stellungnahme der Redaktion.
Manfried Weber, Beuerbach/Ts.
Anmerkung: Wir verweisen auf die Leitglosse auf Seite 3. D. Red.

Ein Kompliment für Herrn „go"
In Ihrem ausgezeichneten Januar-Heft zeichnet sich der satirische Beitrag Ihres Mitarbeiters go noch einmal besonders aus: hier scheint mir eine Form gefunden worden zu sein, die bei allem Ernst der Situation doch noch einen heiteren Zug findet und somit auch den politisch unbedarften Leser anzusprechen vermag; go beschreibt jene verhängnisvolle Figur nicht, die meint Bonn sei doch wie Weimar, weil sich Studenten endlich auch um Politik kümmern, nein er läßt sie selbst sprechen und das wirkt so echt, daß es furchtbar komisch und bedrückend zugleich ist. Ähnlich dem preußischen König, der glaubte, bei den Demokraten schlage ihm der Ludergeruch des Volkes entgegen, läßt go seinen Mann schreiben: „Dem schwarzen Steer schlägt heute der Applaus des heimatlosen Publikums entgegen". Etwas überzeichnet vielleicht ist jene Passage „Die Thesen zur Deutschlandfrage — — in ihrer abenteuerlichen Schrankenlosigkeit — — wir vermissen die dabei gebotene Kalkulation." Sicher, das ist genau die Denkweise jenes im vorigen Jahrhundert stehengebliebenen Studenten, aber er würde sich wahrscheinlich doch heute subtiler ausdrücken, um sich nicht der Lächerlichkeit preiszugeben. Ebenso das „Rütteln am Gefüge des Staates" oder „Eine Minderheit nörgelt schon wieder"; das klingt sehr witzig, geht aber auf Kosten der Echtheit. Sehr gut hingegen ist die traditionelle Abneigung aller Antidemokraten gegen die Gewerkschaften: „Was macht eine Gewerkschaft — —? Sie randalieren".
Noch einmal, mein Kompliment Herrn go. Nur — ob die Satire allein ausreicht (zusammen mit der einen Dokumentation oben drüber), die so notwendig wie gute Initiative des Dr. Steer zu würdigen? Überschätzen Sie nicht Ihre Leser!
Joseph Schmidt-Gutbrod, Offenthal

Kommentar: Entweder wird der Prophet im eigenen Land verkannt, oder man hält ihn für einen Satiriker. Überschätzen Sie nicht unsere Autoren! D. Red.

Zu unserer Autoren-Umfrage
In Ihrer amüsanten Umfrage steht unter meinem Namen Punkt 3 „die Unterzeichner der vier Resolutionen". Das kann ich nicht geschrieben haben und ist wahrscheinlich falsch gelesen worden. Es soll natürlich heißen „der vielen Resolutionen", sonst gibt es ja keinen Sinn. Ich weiß nicht, ob das wichtig genug ist, um es berichtigen zu lassen, aber ich gebe Ihnen diese Korrektur für den Fall, daß jemand neugierig sein sollte, zu erfahren, welche vier Resolutionen das ausgerechnet gewesen sein sollen. **Kasimir Edschmid**

Ihre Rundfrage vom 5. Januar wurde mir erst jetzt hierher nachgeschickt. Ich befinde mich seit einem Monat und bis zirka Ende Februar auf einer Vortragstournee.
Kurz und gut, zu einer Antwort ist es zu spät, vielleicht ein andres Mal. Ich teile Ihnen dies nur mit, damit Sie mich nicht für böswillig halten.
Mit freundlichem Gruß **Hans Erich Nossack**

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihren Fragebogen, den Sie mir am 5. Januar gesandt haben, nicht ausgefüllt habe. Die „frivole Fragestellung", von der Sie schreiben, hat mich durchaus nicht gestört, und ich hätte Ihnen gewiß ebenso frivole Antworten gegeben. Aber ich beteilige mich an solchen Unternehmungen wie Umfragen und dergleichen so gut wie niemals. Deswegen habe ich auch in Ihrem Falle darauf verzichtet, den Grundsatz zu durchbrechen. Ich ziehe es vor, — wenn auch fälschlich — für einen Vertreter des tierischen Ernstes gehalten zu werden. Man spart sich dadurch viel Zeit und Mühe.
Mit den besten Wünschen für Ihre Unternehmung und freundlichen Grüßen **Friedrich Sieburg**

Betr.: Hallermann 8+9/61
Der Artikel hat mich enttäuscht. Wenn der Artikel auch in „Spiegel-Manier" geschrieben ist, so haften ihm doch die Fehler an, daß er in mehreren Punkten sachlich falsch ist und sich der Verfasser außerdem schlecht informiert hat. Ich bedaure, daß der Verfasser dieses Artikels sich, außer einem Interview mit dem Hauptgeschäftsführer des Deutschen Studentenwerkes, ausschließlich mit Informationsquellen aus zweiter Hand zufrieden gegeben hat, z. B. scheinen ihm die Protokolle der Vorstandssitzungen des Deutschen Studentenwerkes unbekannt zu sein.
Es ist leicht zu erkennen, daß der Verfasser der Zeilen über den Vorsitzenden des Deutschen Studentenwerkes, aus welchen Gründen auch immer, sich nicht die geringste Mühe gegeben hat, sich über die Stellung des Prof. Hallermann im Prozeß Heyde-Dr. Sawade objektiv zu informieren.
Falls Interesse daran besteht, will ich mich gern zur Verfügung stellen, um Ihnen nähere Auskünfte zu geben. Ich weiß allerdings nicht genau, wieweit Sie geneigt sind, Unrichtigkeiten in dem betreffenden Artikel zuzugeben und richtigzustellen.
Mit vorzüglicher Hochachtung
Kath
Geschäftsführer und Vorstandsmitglied des Deutschen Studentenwerkes

Das Interesse an näheren Ausführungen bestand. Im einzelnen führte Herr Kath aus:
1. Das „Sendschreiben" vom 16. 6. 1961 sei nicht „vertraulich" gewesen. Hier steht nun Aussage gegen Aussage!
2. Herr Nitschke können seines Wissens nach den Vorschlag, nur einen bestimmten Prozentsatz der Studenten zu fördern, nur in Paranthese gemacht haben (Mainz).
3. Nicht Herr Nitschke, sondern Herr Dr. Scheidemann habe dem DSW-Kuratorium die Ablehnung eines Ausbildungsbeihilfegesetzes „angedient".
4. Von der VO vom 16. 3. 1960 sei nicht die „gesamte Studentenförderung", sondern nur die Förderung nach dem Garantiefond betroffen.
5. Das Bundesinnenministerium habe inzwischen selbst auf eine materielle Prüfung der DSW-Eigenmittel verzichtet.
Wir bedauern, daß wir somit unsere Darstellung aufrechterhalten müssen und nur bzgl. Punkt 4 „eine Unrichtigkeit richtig stellen" können.
Die Redaktion

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), Wolfgang Vogel (Ausland), Malte J. Rauch (Politik), Ror Wolf (Feuilleton).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Anschrift der Zeitung: Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS, Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

PRESSE PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE PRESSE

3

„Ein auf sich gestelltes links gerichtetes gesellschaftliches Engagement blieb übrig, zufällig von Katholiken beansprucht, die auch nur darum immer noch apologetisch ihre Katholizität zu beweisen unternahmen."

(Werkhefte, Juli 1961)

Lieber DISKUS-Leser!

Auch in diesem Jahr wird der DISKUS mit der finanziellen Unterstützung der Hessischen Landesregierung rechnen dürfen. Auf den Seiten 6 und 7 drucken wir Auszüge aus dem Protokoll einer Sitzung des Hessischen Landtags ab, in der unter anderem über diese Frage debattiert wurde.

Sowohl denen, die im Landtag gegen uns gesprochen haben, wie auch unseren Fürsprechern – vor allem Kultusminister Professor Dr. Schütte – möchten wir hiermit erklären, daß es uns stets ferngelegen hat, die Heimatliebe der Bürger aus den Ostgebieten zu verhöhnen. Wir bedauern, daß durch die Unterzeile „An Stelle einer Glosse" unter der in unserer Mai-Ausgabe abgedruckten Karte der Ostgebiete (siehe Seite 6) dieser Eindruck entstanden ist.

An dieser Stelle wollen wir jedoch keine grundsätzlichen Fragen der deutschen Ostpolitik erörtern. Vielmehr wollen wir uns dafür bedanken, daß man in Wiesbaden darauf verzichtet hat, auf dem Umweg über eine Kürzung oder Streichung des Landeszuschusses Einfluß auf unsere redaktionelle Arbeit zu nehmen.

Andere Mäzene haben demgegenüber zu erkennen gegeben, daß sie auf Grund bestimmter kritischer oder polemischer Artikel der letzten Zeit nicht mehr bereit sind, den DISKUS weiterhin – beispielsweise durch Anzeigenaufträge – zu fördern. Die Herausgeber werden deshalb auch in diesem Jahr trotz der ungeschmälerten Unterstützung der Landesregierung manche finanzielle Nuß zu knacken haben.

Es ist jedoch kaum zu erwarten, daß sich der DISKUS aus finanziellen Erwägungen in irgendwelche Abhängigkeiten begeben wird. Die Linie der Zeitung wird auch in Zukunft von den vom Frankfurter Studentenparlament gewählten Herausgebern bestimmt werden.

Daß diese Linie von Heft zu Heft neu beraten werden wird, ist einigermaßen sicher. Da wir kein Monopol haben, sondern mit zahlreichen anderen Studentenzeitungen konkurrieren, glauben wir, es uns leisten zu können, uns vor allem jenen politischen und künstlerischen Tendenzen zu öffnen, die den geistig beweglichen Teil der Studentenschaft kennzeichnen.

Wir wollen auch in Zukunft in erster Linie denjenigen Lesern gerecht werden, die von uns nicht braves Mittelmaß sondern Anregung erwarten.

Klaus Scheunemann

Die Werkhefte - Eine Stimme des offenen Katholizismus

Katholische Christen gibt es, denen ist eine einigermaßen vernünftige Gesellschaft im Augenblick wichtiger, als eine noch so geglückte Selbstdarstellung des Katholizismus in der Bundesrepublik. Katholische Christen gibt es, die appellieren deshalb verzweifelt an die Vernunft ihrer Mitmenschen, hinter dem „honorigen und moralischen Ernst unserer Regierenden und Organisatoren" das zu erkennen, was eben dieses heuchlerische Getue erstaunlich wirksam bisher verborgen hat. Es ist höchste Zeit, sagen diese katholischen Christen, denn den Regierenden ist es bereits wieder geglückt, die Nachkriegszeit kaum bemerkt in eine neue „Vorkriegszeit" zu verwandeln (Januarheft 1962).

Nicht weil diese katholischen Christen so spärlich auf westdeutschen Erden zu finden sind, sprechen wir von ihnen, sondern weil von eben diesen Christen eine Zeitschrift gemacht wird, die so wenig bekannt wie den Herrschenden in dieser Gesellschaft bequem ist. Das Engagement der Zeitschrift resultiert aus konsequenter Ideologiekritik, vorab der Kritik an der dominierenden Form „theologischer Kirchlichkeit", die entlarvt wird „als Rechtfertigungstheologie, als Ideologie einer bestimmten Form von Herrschaftsanspruch und -ausübung der Kirche als einer Interessengruppe der Gesellschaft".

„Sie (haben) die Theologie von der unvollkommen bleibenden Welt und ihrem einheitlichen Heil umgeschaffen ... zu einer Ideologie der Nichtveränderbarkeit und Nichtplanbarkeit der weltlichen Verhältnisse."

Das Engagement der Zeitschrift hat sich kontinuierlich, sinnvoll, nicht willkürlich entwickelt. Die Form, Intensität und Gerichtetheit seines Ausdrucks wurde ihr von der wachsenden Macht der Gegner im Verlauf der Nachkriegsjahre sozusagen auf den Leib geschrieben. Nichts enthüllt diese Entwicklung deutlicher als das Ringen um den je adäquaten Titel. Zu Beginn 1946 „Werkhefte für katholische Laienarbeit" genannt, zeigt die Zeitschrift das Bemühen, dem deutschen Katholizismus der Nachkriegszeit zu der Gestalt zu verhelfen, die der polnische Philosoph Kolakowski später den „offenen Katholizismus" nannte. Er sollte mit der neugewonnenen Demokratie nicht nur seinen Frieden machen, sondern darüber hinaus zu ihrer sozialen Festigung beitragen, indem er den missionarischen Anspruch seiner Heilslehre auf den privaten, nicht-öffentlichen Bereich beschränkte. Schon mit der Gründung der CDU, die ja eine christliche Partei zu sein beanspruchte, kam die Theorie freilich mit der Praxis in ernsten Konflikt. Ihrer Intention nach mußten sich die „offenen" Katholiken gegen diese Partei und ihre „Beweger" wenden. Das Engagement wurde zusehends weltlicher.

„Ein Palaver darüber zu führen, ob der miserable Zustand der Welt aus einer Abkehr von Gott, aus der Erbsünde oder aus falschen gesellschaftlichen Bedingungen herrührt, nützt zu nichts anderem, als daß die gesellschaftlichen Bedingungen, die vorerst das einzig Veränderbare sind, nicht verändert werden."

Aus der Zeitschrift für katholische Laienarbeit wurden die „werkhefte katholischer laien". Kritik der Zeitschrift an Wahlhirtenbriefen, an Wahlunterstützungen der Kirche für die CDU, der Wiederbewaffnung, deutliche Stellungnahmen gegen die vielfach geplanten Konfessionsschulen hatten bald zu erbitterten Anfeindungen vor allem innerhalb der katholischen Kirche selbst geführt. Im Jahre 1955 wies der Münchner Kardinal die „Zeitschrift" in einem Hirtenbrief zurecht, mit dem hinwiedrum die „werkhefte" sich scharf auseinandersetzten. Die katholische Presse wurde zum Jagen geblasen, die systematische Diffamierung begann und hat nur ausgesetzt, wenn „Totschweigen" effektiver zu sein versprach.

Schon 1954 war das Aufbegehren mit dem Einstellen der öffentlichen Förderung quittiert worden. Wenn der finanzielle Druck auch unabhängigen Blättern oft die Luft zum Leben genommen hat, die „werkhefte" fanden bald einen Weg zur Weiterarbeit, der sich bis heute als gangbar erwies. Die etwa 500 Mitglieder zweier Organisationen, der „Katholischen Jungen Mannschaft" in München und der „Gruppe 55" vorwiegend im Rhein-Ruhr-Gebiet, fanden sich bereit, nicht nur durch ihre Mitarbeit die Zeitschrift zu unterstützen, sondern auch noch einen Prozentsatz ihres Einkommens abzuzweigen.

Aufschlußreich mag ein kurzer Überblick über die Leserschaft der „werkhefte" sein. Eine Reihe katholischer Geistlicher ist darunter und in katholischen Organisationen tätige Laien, die die „werkhefte" sozusagen „unter der Bettdecke" lesen, denn die möglichen Auswirkungen immanenter Kritik sind in den herrschenden katholischen Kreisen allzu bewußt. Den größten Prozentsatz der insgesamt etwa zweieinhalbtausend Leser stellen einzelgängerische Katholiken, die in den kirchlichen Einrichtungen nicht mehr beheimatet sind. In den letzten Jahren haben sich insbesondere Leser aus nichtkatholischen Kreisen zugesellt: evangelische Christen und Pfarrer, religiös nichtgebundene Sozialisten.

Die abermalige Änderung des Titels der Zeitschrift im Juli vergangenen Jahres in „werkhefte – zeitschrift für probleme der gesellschaft und des katholizismus" drückt gedankliche und praktische Schlußfolgerungen aus. Nicht erst die ausführliche Begründung der Titeländerung, aus der wir eingangs zitierten, brauchte das deutlich machen. Keine Aufzählung und Zusammenfassung bisher erschienener Aufsätze umrisse das Programm, das sich im Grunde nie geändert, das nur der wirkungsvollen Praxis adäquate Formen angenommen hat, deutlicher als das folgende leidenschaftliche Zitat vom Juli 1961:

„Es ist keineswegs wünschenswert, daß die katholische Getto-Erziehung, wie wir sie kennen, um sich greift; daß die katholische Auffassung von Ehe und Familie und der „Natur" dieser und jener Dinge samt ihrem hierarchischen Aufbau Staatsgesetz wird; daß der Bundesbürger die katholische Staatsauffassung von der göttlichen Autorität sich zu eigen macht; daß jedes autoritäre Bedürfnis als Beweis für die Herrschaft Gottes und seiner Prinzipien jede demokratische Regung ersticken darf; daß die katholische Ideologie vom Eigentum weiterhin die Gefahren des Kapitalismus verstärkt; daß man glauben soll, jeder Kampf gegen gewisse katholische Interessen entbehre von vornherein aller politischen Gründe und sei nur als Angriff auf Gott selbst zu verstehen; daß die Gottlosigkeit des Kommunismus das Problem des Kommunismus erschöpft; daß Hitlers Guernica gerechtfertigt ist, weil es zu einer Niederlage des Kommunismus und zur Etablierung eines katholischen Staates führte; daß man nicht mehr zu sehen in der Lage ist, daß Franco und Salazar vor allem deswegen möglich sind, weil ihre Länder katholisch sind; daß man mit Quadragesimo anno jede vernünftige realpolitische Überlegung totschlagen darf; daß die katholischen Massen weiterhin von der Kanzel ihre politische Partei vorgeschrieben bekommen; daß bei uns Millionen von Menschen vor allem deswegen, weil sie kirchengläubig sind, vom Denken und Fühlen anderer Menschen nicht die geringste Ahnung zu haben brauchen. Und so fort. Es ist also keineswegs wünschenswert, um der Kirche und um der Gesellschaft willen, daß die Lehren dieses Katholizismus wieder Herrschaft bekommen über eine Gesellschaft, die sich inzwischen davon befreit hat. Denn diese Lehren sind nichts anderes als Rechtfertigungen des moralischen Bankerotts unserer Kirche."

Einen moralischen Bankerott der Gesellschaft kann es nicht geben. Der Bankerott wäre total, wie die Gesellschaft total ist, und hieße Vernichtung. Dem drohenden Bankerott sich entgegenstellen, die Menschen, Glieder der Gesellschaft, befreien vom Zwang jeglicher Ideologie und ihrer Produzenten, in diesem Fall insbesondere der katholischen, wird konkret verstanden als existenz-notwendiger Kampf für Demokratie. Und praktiziert. Wir wollten und wollen weiter behilflich sein.

Manfred Liebel

Anmerkung:

Werkhefte – zeitschrift für probleme der gesellschaft und des katholizismus.
Redaktion: Christel Beilmann, Werner Beutler, Christian Geissler, Gerd Hirschauer, Josef Konrads, Dr. Eugen Dolz.
Anschrift: München 15; Landwehrstr. 44.
Bezugspreis: Einzelheft DM 2,–, im Abonnement vierteljährlich 5,40, zuzügl. Zustellgebühr.

Die Mehrheit zuckt die Achseln / von Dr. Hans Ihlau

Auf den Artikel „Die Nazis sind unter uns" (DISKUS April 1961) erreichte uns vor etwa einem dreiviertel Jahr die unten abgedruckte Zuschrift eines ehemaligen Mitarbeiters der „Frankfurter Zeitung". Da wir aus finanziellen Gründen im letzten Jahr wiederholt gezwungen waren, zwei Ausgaben zu einem Heft zusammenzufassen (6/7, 8/9) stand uns in den auf den Eingang dieser Zuschrift folgenden Nummern kein Platz zum Abdruck zur Verfügung. So verlor der Beitrag an Aktualität und wanderte in den sogenannten „Stehsatz". Da jüngst im Laufe eines Diskussionsabends der „Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft" der Verdacht geäußert wurde, wir lehnten es ab, auch Zuschriften unserer Kritiker zu veröffentlichen, haben wir uns entschlossen, die Kritik des Dr. Ihlau selbst auf die Gefahr hin abzudrucken, daß die Gedanken des Artikels „Die Nazis sind unter uns", mit dem sich Dr. Ihlau im wesentlichen auseinandersetzt, nur noch einem Teil unserer Leser gegenwärtig sind. Wir möchten allerdings annehmen, daß Herr Dr. Ihlau und mancher andere Leser auch durch DISKUS-Beiträge jüngeren Datums zu ähnlichen Gedanken wie den folgenden hätte angeregt werden können.
Das Original wurde von uns lediglich in einigen Passagen gekürzt, die auf eine Debatte in den Leserbriefspalten der FAZ hinwiesen. D. Red.

Ich wäre der letzte, der von einer allg. Studentenzeitung eine einseitige politische Orientierung verlangen würde. Wohl aber fordere ich, wie der Universitätsrektor Professor Hax in seinem DISKUS-Interview, Loyalität gegenüber den staatlichen Organen, gegenüber der Bundesregierung ebenso wie gegenüber der Landesregierung. Wenn DISKUS in seiner April-Nummer den auf demokratischem Wege in sein Amt berufenen Kanzler der Bundesrepublik, wie immer er heißen mag, in der fundamentalen Frage der Pressefreiheit auf den gemeinsamen Nenner „korrupt" mit Moskaus Fronvogt Ulbricht bringt, dann hat ein solches Bubenstück nichts mehr mit einer legitimen Kritik innerhalb einer demokratischen Ordnung zu tun; das greift diese Ordnung selbst an und macht sie verächtlich.

Ich bin keineswegs der Meinung, daß die – übrigens nun wirklich anstößig einseitige – DISKUS-Linie etwa bewußt prokommunistisch sei. Sie erwächst vielmehr, wie ich in meiner FAZ-Zuschrift sagte, aus einem besonders gearteten Intellektualismus. Er hat sich eindringlich offenbart in dem von mir aufs Korn genommenen Leitartikel „Die Nazis sind unter uns" von „Frank Berger" in der April-Nummer. (Wenn meine Informationen richtig sind, verbirgt sich hinter diesem Pseudonym ein DISKUS-Herausgeber, was eine etwas fragwürdige, mehr einem revolutionären Kampfblatt anstehende redaktionelle Praxis wäre. Auf jeden Fall ist „Frank Berger" repräsentativ für die DISKUS-Linie.)

Jenen April-Leitartikel von „Frank Berger" habe ich nicht als beabsichtigte prokommunistische Propaganda betrachtet oder bezeichnet, sondern erklärt, daß eine solche Darstellung, unabhängig vom Willen des Autors, der subversiven kommunistischen und linksradikalen Agitation Zutreiberdienste leiste. Denn dieser Agitation kommt es unter den heutigen deutschen Verhältnissen primär nicht auf Werbung für den Kommunismus an (ein gegenwärtig ziemlich aussichtsloses Beginnen), sondern auf Verächtlichmachung und Unterwühlung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung, und hierfür leisten Typen wie „Frank Berger" gedankenlos Hilfedienste. Dies in einem Land, das, an gefährdeter Stelle der freien Welt, nichts so sehr zu vermeiden hat wie nur in verspielter, steriler Kritik schwelgende geistige Dekomposition.

Leider erweist sich der Krankheitsstoff solcher destruktiven intellektuellen Spielereien gerade innerhalb der akademischen Jugend als ansteckend. Nur so ist es wohl auch zu erklären, daß die sogar die Mehrheit des DISKUS-Teams bildenden Studenten, die aus einer ganz anderen geistigen Sphäre kommen und eben deshalb auf ihren Platz im DISKUS gewählt wurden, sich von Figuren à la „Frank Berger" ins Schlepptau nehmen ließen und ihnen gegenüber Korpsgeist auf Biegen und Brechen wahren, ohne sich bewußt zu werden, was mit ihnen geschieht. Das unheimlichste Beispiel eines solchen Ansteckungsprozesses im großen erlebten wir in den letzten Jahren der Weimarer Republik. Damals gossen in der Zeitschrift „Die Tat" Intellektuelle wie Hans Zehrer und Ferdinand Fried kübelweise gefährlichstes Gift über die in tödlichem Fieber liegende Republik. Ach – und das war alles so interessant, so brillant, so „intelligent", das „warnte" so eindringlich (wie „Frank Berger"), daß die akademische Jugend den Giftbecher mit Wollust trank. Die „Tat" war keineswegs nationalsozialistisch, auch nicht kommunistisch. Aber sie ließ an dem Weimarer Staat kein gutes Haar, ähnlich wie „Frank Berger" im Leitartikel der April-Nummer kein gutes Haar an der Bundesrepublik läßt. Die akademische Jugend berauschte sich damals an dem Gift der „Tat" und fiel dann umnebelt dem Nationalsozialismus in die Arme. Denn der schien ihr den praktischen Weg aus dem hassenswerten „Morast" zu zeigen, den ihr die „Tat" ebenso effektvoll wie verlogen vorgeführt hatte. Andere, linksextreme Intellektuelle trieben mit gleichen Methoden der Diffamierung „Weimars" einen anderen Teil der akademischen Jugend dem Linksextremismus zu. So bot die akademische Jugend, die ein Hort der Vernunft und der Besinnung hätte sein sollen, schließlich das gleiche makabre Bild wie das ganze Volk: eine kleine bei klaren Sinnen gebliebene demokratische Mitte war eingekeilt zwischen zwei mächtigen, hoffnungslos verhetzten extremistischen Flügeln.

Man komme nicht mit dem Einwand, heute sei alles ganz anders! Natürlich leben wir heute in einer blühenden Wirtschaft, in der es die Verzweiflung arbeitsloser Millionenmassen nicht gibt, wenn auch andererseits „Frank Berger" in ihr das rätselhafte Gespenst des „Wohlstandsfaschismus" entdeckt hat. Aber wir leben dennoch gefährlich, und die uns bedrohende Gefahr des diesmal roten Totalitarismus würde tödlich werden, wenn wir in leichtsinniger Verkennung unserer Situation uns zunächst geistig und dann als Folge politisch und militärisch aus dem Bündnis mit den Freien hinausmanövrierten. „Frank Berger" warnt vor allem Möglichen, nur nicht vor dieser größten Torheit und Gefahr, der er mit zum Teil gesuchtesten Nörgeleien geistig Vorschub leistet. Er verurteilt als Ko-Existenzialist den „totalen Antikommunismus", dessen „Irrationalität" ihm „Furcht und Schrecken" einjagt. Ihm sei gesagt, daß, wenn unter den Gebildeten das Häuflein von uns totalen Antinazis damals nicht so trostlos klein gewesen wäre, Hitler wohl keine Gelegenheit bekommen hätte, durch seine „Machtergreifung" Deutschland zu überwältigen. „Frank Berger" und seine Kollegen glauben offenbar, mit Kommunisten ebenso Hörnchen essen, Tee trinken und Argumente austauschen zu sollen, wie es die „gemäßigten" Anti-Nazis bis zum 30. Januar 1933 mit den braunen Strolchen „aus politischer Klugheit" zu tun für richtig hielten und so diese Verbrecher ermunterten und in den Augen allzuvieler verharmlosten.

Wie hoch schätzt der DISKUS eigentlich die Intelligenz seiner Leser ein? Eine Frage übrigens, die sich auch angesichts manches delirierenden avantgardistischen Feuilleton-Beitrages stellt. Ich weiß: „Unverbindlichkeit" ist der liebenswürdige Ausdruck für die chaotische Willkür und die grenzenlose, die Kommunikationsmöglichkeiten immer mehr auflösende Subjektivität des modernen Avantgardismus. DISKUS bringt es fertig, in dem verspielten und zugleich trübseligen Geist dieses Avantgardismus auch todernste politische Fragen zu behandeln.

Gottlob zuckt über dies alles die erdrückende Mehrheit der Studentenschaft kopfschüttelnd die Achseln. Aber das genügt nicht. Sie sollte, wie es dem Sinn der demokratischen Spielregeln entspräche, durch weit lebhaftere Anteilnahme an der studentischen Selbstverwaltung dafür sorgen, daß DISKUS ein wirklichkeitsgetreueres Bild vom Denken der akademischen Jugend gibt. Das wäre ein ernsthaftiger geistiger und moralischer Beitrag zur Verteidigung unserer Freiheit!

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

politische bücher

Off Limits für das Gewissen

Eine Zeit, die ihre großen Ideen als Falschgeld kursieren läßt und nicht mehr wagt, nach der Deckung zu fragen, handelt nur konsequent, wenn sie ihre Helden ins Irrenhaus steckt, nachdem diese sich geweigert haben, so zu sein, wie die öffentliche Meinung sie vorstellt. Wer ein Denkmal stürzt, wird von den Frommen im Lande immer verfolgt werden, auch wenn es sein eigenes Denkmal ist. Die Macht des Großinquisitors ist umgeschlagen in die anonyme Diktatur der Tatsachen und Interessen. Auch die Angst ist eine andere geworden. Man webt Schleier über Schleier, nur um nicht die wirkliche Situation erkennen zu müssen, in die die Menschheit geraten ist. Die Kluft zwischen dem, was Erfindergeist herstellen und dem, was Phantasie noch fassen kann, wird täglich größer. Wo das menschliche Gewissen erst einmal durch den systematisierten Wahnsinn — heiße

Die Spuren von Hiroshima

er Realpolitik, moralische oder militärische Aufrüstung — zersetzt und vernichtet ist, wird der Selbstmord der Menschheit nicht mehr lange auf sich warten lassen. Der Abnahme an Vorstellungskraft entspricht die Zunahme an Ignoranz und Resignation, mit der Verhältnisse hingenommen werden, die leicht zu ändern wären, wenn man nur erst den Mut hätte, sie zu durchschauen.

In der Bundesrepublik ist der pazifistische Gedanke diskreditiert wie nie zuvor. Es scheint, als hätte das deutsche Volk wirklich nichts mehr von jenem Grauen bewahrt, das allein lehren könnte, Geschichte zu gestalten, statt den Lauf der Dinge Automatik von Doktrinen, Ansprüchen und Vertragsklauseln zu überlassen. Wenn das Atomzeitalter nur gesehen wird als Fortsetzung des Eisen- und des Pulverzeitalters, und wenn „taktische Atomwaffen" nicht mehr sein sollen als eine verbesserte Artillerie, dann bleibt nur noch die Hoffnung, daß die List der Vernunft erscheint und in die Politik eingreift. Vorerst schickt sie noch Bücher als warnende Boten.

Der Briefwechsel zwischen Günther Anders und Claude Eatherly* ist ein Dokument für die schlafwandlerische Sicherheit, mit der ein großes Volk sich davor schützt, seine Schuld zu erkennen und aus dieser Erkenntnis die Kraft zur Umkehr zu gewinnen. Eatherly hatte das Kommando für den Abwurf der Atombombe über Hiroshima gegeben. Als einziger der an dieser „Mission" beteiligten Flieger ließ er sich nicht als Nationalheld feiern, sondern bekannte sich zu seiner Schuld, in die er als Teil der militärischen Befehlsmaschine geraten war. Die 200000 Toten von Hiroshima verfolgten ihn. Aber Eatherly konnte nicht

„der Gesellschaft beibringen, die Tatsache meiner Schuld, die ich längst eingesehen habe, anzuerkennen. Die Wahrheit ist, daß die Gesellschaft die Tatsache meiner Schuld einfach n i c h t annehmen k a n n, ohne damit gleichzeitig ihre eigene viel tiefere Schuld anzuerkennen." (S. 49)

Nicht das Thema „Kollektivschuld" ist hier aufgeworfen, sondern auf die kollektive Drückebergerei wird der Leser verwiesen. In Kollektivschuld gerät ein Volk erst, wenn es in Freiheit prüfen und lernen kann und dies nicht tut.

Seit er aus dem Krieg heimkam, hat Eatherly den größten Teil der Zeit in Heilanstalten verbracht, obgleich er, zumindest in den letzten Jahren, gesund war. Air Force und andere Stellen hatten kein Interesse daran, daß ein so bekannter Mann seinen Ruhm dazu benutzte, für den Pazifismus zu werben.

Den Auftakt zum Briefwechsel hatte Günther Anders gegeben. In seinem ersten Schreiben formuliert er gleich das Problem des ganzen Gesprächs:

„Die Technisiertheit des Daseins: die Tatsache, daß wir ahnungslos und indirekt, gewissermaßen als Maschinenschrauben in Handlungen eingefügt werden können, deren Effekte wir nicht übersehen und die wir, wenn wir die Effekte übersähen, nicht bejahen könnten — die hat unser aller sittliche Situation geändert. Die Technik hat es mit sich gebracht, daß wir auf eine Weise „schuldlos schuldig" werden können, die es früher, in der technisch noch nicht so fortgeschrittenen Zeit unserer Väter, noch nicht gegeben hat." (S. 17)

Eatherly und Anders haben, jeder auf seine Weise, das Grauen der Atomwaffen und des Eingespanntseins in den Apparat erfahren, sie haben aus ihren Erfahrungen die Konsequenz gezogen. Nie haben sich beide gesehen, und doch hat die gemeinsame Sache eine Freundschaft gestiftet. Sie haben ernst gemacht mit den Parolen der [illegible] Welt.

Anders weiß, daß Pazifisten zu den Außenseitern der Gesellschaft gehören. Aber wo sonst als im „No more Hiroshima" soll Rettung vorm Untergang liegen? Jeder kann ja, wie Eichmann und auch Eatherly, „ein Schräubchen im Apparat" werden. Anders schreibt Eatherly:

„Eichmann und Du — ihr seid die beispielhaften Figuren der heutigen Epoche. Und gäbe es Dich nicht als Gegenfigur zu ihm, wir hätten allen Grund, in dieser Eichmann-Zeit zu verzweifeln." Und wenige Zeilen vorher: „Machen wir uns nichts vor: Wenn wir diese Eichmann-Argumente nicht akzeptieren, dann gelten wir, und auch in jenen Ländern, die heute durch den Spezialfall ehrlich erschüttert sind, als illoyal oder als Verräter." (S. 141)

Wenn das Buch überhaupt eine Empfehlung braucht, so wäre es die: Es hält den Vergleich mit dem Briefwechsel zwischen Friedrich Heer und Gerhard Szczesny „Glaube und Unglaube" aus, ist sogar um einiges herzlicher durch die Freundschaft der Schreiber. Robert Jungk hat als Herausgeber das Vorwort geschrieben.

Manfred Müller

*** Claude Eatherly/Günther Anders: Off limits für das Gewissen (Der Briefwechsel Claude Eatherly — Günther Anders). Herausgegeben und eingeleitet von Robert Jungk. Rowohlt Paperback Nr. 4, DM 4,80.**

Bürgertum und Nationalsozialismus

Das große historische Geschehen ist nicht Gegenstand von E. A. Roloffs Untersuchung. Thema ist ein Kapitel braunschweigischer Landesgeschichte. Es sind die Jahre zwischen 1930 und 1933. Ein Zeitraum, während dessen im Freistaat Braunschweig Bürgertum und Nationalsozialismus die Macht miteinander teilten. Bei diesem speziellen Thema sind die Aussagen des Autors jedoch ungeheuer allgemein. Sie deuten mehr als nur lokale Irrungen und Wirrungen.

Die von Roloff geschilderten Ereignisse und Persönlichkeiten stehen nicht für sich selbst und um ihrer selbst willen. Im Vorwort seines Buches wertet er sie als: „Einzelbeispiele für symptomatische Verhaltensweisen und Entscheidungen, die in ihrer Gesamtheit das Schicksal unserer Generation bestimmt haben." Damit weist Roloff auf das Anliegen seiner Arbeit hin. Am Beispiel Braunschweigs will er verstehen, was auf dem weiten Felde der Reichspolitik nur wenig faßbar ist und daher allzu oft n u r als Versuch gegolten hat, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Gemeint ist das Zusammengehen von Bürgertum und Nationalsozialismus. E. A. Roloff versucht Einblick zu gewinnen in die bürgerlichen Beweggründe für diese folgenschwere Allianz. Eine entscheidende Tatsache kann Roloff dabei nicht übersehen, und er ist objektiv genug, sie niederzuschreiben: „Was aber die Haltung der bürgerlichen Parteien ganz allgemein und zentral bestimmt hatte, war ihre Angst vor dem verhaßten Marxismus."

Diese Angst legte sich wie Scheuklappen vor die Augen der bürgerlichen Politiker. Deshalb sahen sie das Menetekel nicht, das die Jahre der braunschweigischen Regierungskoalition für sie an die Wand schrieben. Mit Blindheit geschlagen, überließen sie es Hitler, die Nutzanwendung aus dem Braunschweiger Experiment zu ziehen. Schreibt Roloff: „Wenn Hitler am 30. Januar 1933 zunächst in ein Kabinett mit bürgerlicher Mehrheit gezwungen wurde, so mögen die Erfahrungen in Braunschweig ihn in der Hoffnung bestärkt haben, daß man auch im großen mit einem Bürgertum in derselben Art fertig werde," wie in Braunschweig.

Eberhard Jeuthe

E. A. Roloff: Bürgertum und Nationalsozialismus, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover, 1961, kartoniert DM 6,80.

Glosse:

Mit Erich M. bis an die Memel

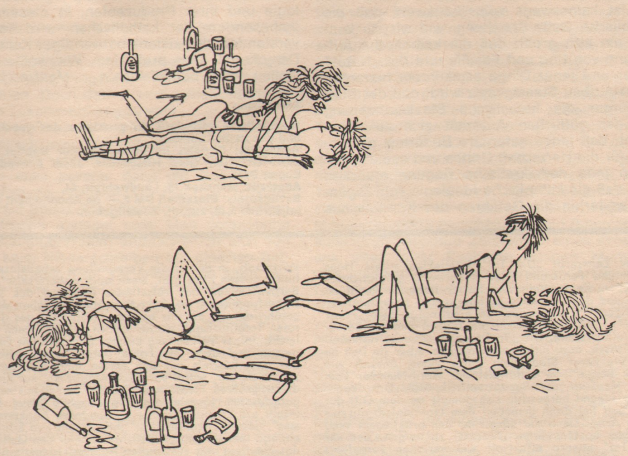
Nichts gegen Politiker, die gerne singen. Nichts gegen Erich M., der — nach einer UPI-Meldung vom 7. Januar — zum Abschluß einer Kundgebung der deutschen Burschenschaften in West-Berlin das Deutschlandlied mit anstimmte. Aber mußten es alle drei Strophen sein, Herr M.? Von der Maas bis an die Memel? Von der Etsch bis an den Belt? Diese Zeilen müssen in der Welt wie ein territorialer Anspruch verstanden werden, selbst wenn sie einst anders gemeint waren. Und territoriale Ansprüche, vorgetragen auf Westberliner Boden, stützen die sowjetische Behauptung, daß Westberlin ein Zentrum des Revanchismus sei. Lange Zeit hieß es, daß Herr M., nach dem Vorsitz des Außenpolitischen Bundestagsausschusses strebe. Wir vermögen nicht einzusehen, welchen Nutzen der Anspruch auf Maas und Memel der westdeutschen Außenpolitik eintragen könnte — von der moralischen Fragwürdigkeit deutscher Gebietsansprüche nach allem, was im Namen Deutschlands geschehen ist, einmal abgesehen.

Wer in Westberlin von der deutschen Rückkehr an die Memel träumt, gefährdet die Position des freien Berlin, wer Deutschlands Grenze an die Maas verlegt, verficht die Parole „Auf nach Eupen-Malmedy" und vergrämt den belgischen Bündnispartner.

In der Nazizeit gehörte es zu den schönsten Pflichten des Reichstages, das Deutschlandlied abzusingen. Dieser fromme Brauch trug dem Reichstag damals den Spottnamen „der teuerste Gesangverein Deutschlands" ein. Ein deutscher Politiker, der durch unbedachtes Mitsingen aller drei Strophen des Deutschlandliedes auf Westberliner Boden dem Osten Argumente gegen die Bindung dieser Stadt an die Bundesrepublik in die Hand spielt, darf sich nicht wundern, wenn er als „teuerster Sänger Deutschlands" in die Geschichte eingeht.

Frank Berger

„Wollen wir wechseln?"



Nach den Aufbrüchen des Sturm und Drang, der Romantik und nicht zuletzt der Wandervogelbewegung brachte die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts die wohl größte Auseinandersetzung der Jugend mit den Generationen vorher: DIE NEUE WELLE!

Der Zeichner Chlodwig Poth unternimmt es in dem Karikaturenbuch SPUCK ZURÜCK IM ZORN (DM 6,80) eine genaue Dokumentation über Ursprung, Wege und Ziele dieser Bewegung zu geben. Der Student von heute steht nicht abseits. Er ist aktiv, er lebt im Spannungsfeld der NEUEN WELLE. Studentisches Leben und studentische Freizeiterfüllung revolutionieren sich von Grund auf.

Das Fanal ist gesetzt: SPUCK ZURÜCK IM ZORN.

Wechseln Sie nicht

bleiben Sie bei den Schmunzelbüchern

aus dem VERLAG BÄRMEIER & NIKEL · Frankfurt am Main

Viele Möglichkeiten, Ihnen den Umgang mit Geld zu erleichtern, bietet die

DEUTSCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

DÜSSELDORF · FRANKFURT (MAIN) · HAMBURG

Wir sind vertreten in Berlin durch BERLINER DISCONTO BANK AKTIENGESELLSCHAFT

im Saarland durch SAARLÄNDISCHE KREDITBANK AKTIENGESELLSCHAFT

in Kiel durch BANKHAUS WILH. AHLMANN

Ani lo medabér ivrit - Notizen aus Israel

„Ani lo medabér ivrít" – „Ich spreche nicht hebräisch", mußte ich stets antworten, wenn man mich auf der Straße oder im Bus ansprach. Meist war es möglich, sich in einer anderen Sprache zu verständigen, in Deutsch, Englisch oder Französisch. Und da stellten mir Bekannte immer wieder die Frage: „Weshalb sind Sie gerade hierher gekommen?"

Verschiedene Gründe haben mich dazu veranlaßt: ein unreflektierter Wunsch, als ich im Sommer 1960 in Casablanca war und dort eine jüdische Familie kennenlernte. Wir sprachen natürlich von Israel, und ein junger Mann, in Marokko geboren und spanischen Ursprungs wie die meisten der dort lebenden Juden, bezeichnete es als seine Heimat. Dazu kam, daß man das „Land der Juden" kennenlernen möchte, wenn man sich etwas mit dem Dritten Reich beschäftigt hatte und mit dem Nationalsozialismus. Schließlich meinte ich, es würde interessant sein, den Entwicklungsstand zweier Staaten vergleichen zu können, die von den geographischen und klimatischen Bedingungen her ähnlich sind und wohl vor zwanzig oder dreißig Jahren fast denselben Charakter hatten. Diese Überlegungen trafen sich mit der Möglichkeit, letztes Jahr in den Semesterferien in einem Architekturbüro in Tel Aviv zu praktizieren.

Es war ein kleines Büro mit einer angenehmen Atmosphäre. Die Israelis sprechen unter sich Hebräisch – die Sprache der Bibel lebt tatsächlich; sie wurde durch Sprachneuschöpfungen den heutigen Anforderungen angepaßt – mit mir Englisch.

Die Arbeit war interessant. Das gilt auch für die Bauten, die ich auf meinen Reisen im Lande und in Tel Aviv selbst kennenlernte. Ich denke dabei nicht nur an die neue Universität in Jerusalem – eine zweite ist in Tel Aviv im Bau –, an das Weizmann-Institut in Rehovot – ein wissenschaftliches Forschungszentrum – oder das Frederic R. Mann-Auditorium – 2700 Plätze – in Tel Aviv, wo man übrigens zur Zeit die Baugrube für ein 30stöckiges Bürohochhaus ausschachtet. Ich denke auch an die neuen Wohnbauten, an denen mich vor allem die Maßnahmen interessierten, die den Sinn haben, die Räume vor der direkten Sonneneinstrahlung zu schützen.

Ich sprach von den Reisen. Wenn auch die von der israelischen Studentenorganisation veranstalteten „sight-seeing-tours" vor meiner Ankunft durchgeführt worden waren – die meisten ausländischen Studenten waren sechs Wochen früher gekommen – so hatte ich doch Gelegenheit, nicht nur Galiläa im Norden kennenzulernen, sondern auch Haifa – die Stadt, in der man arbeitet, wie die Israelis sagen; in Jerusalem lernt man und in Tel Aviv wird – getanzt –, Jerusalem, Beersheva, die Küste des Toten Meeres und die Felswüste des Negev hinunter bis Eilath am Golf von Akaba – um nur die wichtigsten Stationen zu erwähnen. All dies durch das freundliche Entgegenkommen von Israelis oder von Gruppen deutscher Studenten und Schüler, die mich mitnahmen.

Was mich immer wieder beeindruckte war der Entwicklungsstand des Landes, einmal abgesehen von der landschaftlichen Vielfalt und oft unbeschreiblichen Schönheit. Es ist erstaunlich zu sehen, wie Steppe und Wüste urbar gemacht wurden und weiter erobert werden. Es ist erstaunlich zu sehen, daß man heute Städte und Dörfer dort vorfindet, wo noch vor dreizehn Jahren kein Mensch lebte. Zum Beispiel Ashdod südlich von Tel Aviv; nach einer kilometerlangen Fahrt durch Sanddünen erheben sich plötzlich die vollendeten und noch im Bau befindlichen Wohngebäude, die in wenigen Jahren zu einem Hafen gehören werden, der doppelt so groß sein wird wie der von Haifa. Zu sagen, all dies sei kein Kunststück, wenn man von Deutschland Milliarden sogenannter Wiedergutmachungsgelder und von den Auslandsjuden erhebliche Mittel erhält, dürfte nicht richtig sein; denn um unter den schwierigen politischen Verhältnissen derartige Leistungen zu vollbringen, dazu gehört ein starker Wille.

Ich sah nicht nur Beweise, nach dem zweitausendjährigen Exil Israel zu einem modernen Staat zu machen, sondern spürte auch den Wunsch, mich als jungen Deutschen nicht die Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit spüren zu lassen. („Wir wollen vergessen, wenn wir wissen, daß ihr nicht vergessen wollt", so ungefähr las ich einmal.) Obwohl ich niemanden kannte, als ich in dieses Land kam, traf ich doch Menschen jeden Alters, die sympathisch und hilfsbereit sich meiner annahmen. Oft waren es Menschen, die durch die Judenverfolgungen Angehörige verloren hatten. Man erzählte mir nicht, um mir als Deutschem den Vorwurf zu machen oder um Mitleid hervorzurufen, sondern berichtete sachlich falls überhaupt davon gesprochen wurde. Es konnte auch geschehen, daß ich erst nach mehreren Gesprächen zufällig davon erfuhr. („Eigentlich wollte ich es Ihnen gar nicht sagen.")

Man fragte mich immer wieder, wie es denn möglich sei, daß mir Israel so gut gefalle – ich hatte es überzeugt gesagt –, wie es denn möglich sei, daß ich sogar gerne länger dort geblieben wäre. Was die Bundesrepublik angeht, so betrachtete man sie mit Wohlwollen, verfolgte aber aufmerksam und kritisch die Entwicklung und – verständlich – alle Vorgänge, die mit dem Nationalsozialismus zusammenhängen. Dabei zeigte es sich, daß die Vorstellungen, mit denen ich in das Land kam, und die ich auf Grund der Lektüre unserer Presse und des Buches „Exodus" gewonnen hatte, korrigieren mußte. Nicht nur wegen der Geschehnisse unter dem Nationalsozialismus, sondern auch wegen des jahrhundertealten Antisemitismus in fast allen Ländern, ist es sicher sehr schwierig, unbefangen und objektiv über dieses erstaunliche Land zu berichten. Israel ist aber sicher nicht das „idealistischste Land der Welt", wie ich einmal las. Daß es ein sehr normales Land ist, macht es so menschlich und ansprechend. Ich erinnere mich an den ersten Tag in Israel, als ich mit dem Zug von Tel Aviv nach Haifa fuhr. Ich saß im Abteil und beobachtete durch das Fenster das Treiben auf dem Bahnsteig. An den Menschen suchte ich etwas Besonderes in der äußeren Erscheinung zu erkennen – vergeblich! Ich kann nicht sagen, was! Wahrscheinlich steckt in jedem von uns ein Rest, jener Erziehung und Propaganda, die wir vor 1945 über uns ergehen lassen mußten, auch wenn man sich inzwischen rational mit dem Phänomen des Antisemitismus auseinandergesetzt hat. Und wenn ich es nicht bedaure, daß sich mein Studium infolge dieser Reise um drei Monate verlängert hat, so nicht zuletzt deshalb, weil ich meine, daß mich jetzt nicht mehr ein Gefühl des Unbehagens und der Befangenheit beschleicht, wenn ich das Wort „Jude" ausspreche.

Dietrich Garbrecht

LETTRE DE PARIS

I

Im französischen Buchhandel kam unlängst die „Weiße Rose" der Geschwister Scholl heraus. Das schmale Bändchen schmückt eine protzig gelbe Leibbinde, die mit dicken schwarzen Lettern versichert: „Nicht alle Deutschen waren Nazis!" So positiv dieser Satz gegen alle chauvinistischen Vorurteile steht, so schwer wird es dem deutschen Betrachter mit derselben Selbstverständlichkeit zu behaupten: „Nicht alle Franzosen sind für die OAS!" Einzig greifbarer, sichtbarer Beweis sind die täglichen, kleinen und großen Manifestationen. Eine kleine Gruppe versammelt sich, formiert einen Sprechchor: „OAS-assassins, OAS-SS", Passanten bleiben stehen, die Sprache wird rhythmisch, die Demonstranten nehmen die Straße ein und weichen erst den Knüppeln der Autorität. Wer das jeden Tag erlebt, und es ereignet sich jeden Tag mit erstaunlicher Regelmäßigkeit, so möchte man annehmen, daß nicht alle Schüler und Studenten Plastikbomben werfen, um ihre verlorenen Ideale am Beispiel des schon etwas altersschwachen Helden Raoul Salan aufzufrischen.

Die Untersuchung der Wochenzeitung L'EXPRESS beweist leider das Gegenteil: nachdem man zwei Schüler eines Pariser Gymnasiums dabei ertappt hatte, wie sie Plastikbomben im Hause des Senators von SEINE-MARITIME plazierten, schickte die Redaktion des EXPRESS einen Mitarbeiter in eben dies Gymnasium, um die Ursachen dieses Phänomens an Ort und Stelle zu untersuchen. Das Ergebnis ist mehr als bestürzend. Von sechzig Schülern einer Klasse sind fünfundzwanzig für ein französisches Algerien und bereit, zusammen mit der OAS diese[illegible]and, das die meisten von ihnen niemals betreten haben, mit ihrem Leben zu verteidigen. Sie glauben an die OAS, weil die OAS die einzige Garantie darstellt, daß Algerien französisch bleiben wird: „die OAS ist unsere Résistance", „wir haben nur die Wahl zwischen der OAS und den Kommunisten, also entscheiden wir uns für die OAS!" Auf die Frage: „Gibt es Gaullisten unter Ihnen?", allgemeines Gelächter, dann die Antwort „wenn es einen gäbe, er würde sich schämen, es zuzugeben!"

Die Quintessenz dieses Artikels: die Gefahr liegt nicht in der Existenz der OAS, sondern in ihrer Attraktion, ihrer Fähigkeit, die Jugend mitzureißen.

II

Laut LE MONDE notiert die französische Öffentlichkeit mit Begeisterung das Absinken der Bananenpreise. In Deutschland ist allenfalls das Fallobst so billig, aber das muß wohl an den Grundstoffen liegen.

Die Franzosen scheinen alle Grundstoffe einer Metamorphose zu unterziehen – sie übersetzen allerdings auch Hans Helmut Kirst. So ließ Jean Louis Barrault aus Kafkas Josef K. Josephe KAKA werden, den man abwechselnd mit der „Orestie" und Giraudoux' „Judith" im Théatre de l'Odéon bewundern kann.

III

Da inzwischen das fünfundneunzigste Buch über de Gaulle erschienen, beschloß der größte Pariser Fachverlag für erfolgreiche Biographien, das neunundneunzigste Buch über de Gaulle, das „adieu salut" heißen soll, auf Toilettenpapier zu drucken. Wie im VOLKSBROCKHAUS aus dem Bertelsmann-Lesering so auch hier das Bestreben, dem einfachen Mann das Hochgefühl menschlicher Größe in passender Form darzubringen.

IV

Theater? Obgleich in sechsundvierzig Pariser Theatern allabendlich sechsundvierzig Autoren ihre Bestätigung suchen, bestätigt das Theater des kleinen Mannes alltäglich nur eins: das hilflose Unterlegensein der demokratischen Kräfte gegenüber den Knüppeln der Polizei.

Im diesigen Scheinwerferlicht einer frühjahrsmüden Sonne setzen sich die Akteure, begabte Amateure, in Szene, wie oben beschrieben, ohne Regisseure. Die kommen später. Dabei handelt es sich um ein Kollektiv von Regisseuren, das täglich zunimmt. Die tragen dieselbe Kleidung: eine gerade Schirmmütze, ein pittoresk flatterndes Cape, einen weißen Stock, mit dem weit ausholend schwingende Bewegungen gemacht werden. Die Akteure agieren, beginnen zu laufen, wenn das Regiekommando die Bühne betritt. Es kommt natürlich vor, daß die weißen Stöcke schneller schwingen als die Beine der Akteure. Dann spielen sich die sogenannten „Zusammenstöße" ab: Dem Knüppel wird mit den Füßen nachgeholfen. Das Finale ist so wenig großartig, wie es die realistische Regieführung vermuten läßt. Man treibt zusammen, und verlädt in bereitstehende Wagen.

Und trotz dieses beträchtlichen Verschleißes an Akteuren, bietet sich alltäglich das gleiche Schauspiel, jeden Tag, makabres Theater, mit der gleichen Vehemenz.

H. M. Benad

Aminis Iran ▪ Das persische Dilemma ▪ Verfassungs bruch en Permanence

In den Tagen vom 25. bis 30. Januar 1962 demonstrierten persische Studenten in mehreren Städten der Bundesrepublik gegen die Maßnahmen der persischen Regierung Amini, einer Regierung, die es geschickt versteht, dem Westen jeden Angriff, dem sie unterliegt, als eine Aktion kommunistischer Agitatoren zu unterbreiten. So meldete „dpa" (s. FAZ 1962, Nr. 19, S. 4), daß die linksgerichtete „Nationale Front" die Bewohner Teherans zum Generalstreik aufgerufen habe. In Kapitel II, 3 der INF-Satzung heißt es aber: „Die Iranische Nationale Front arbeitet mit Individuen und Organisationen, die ausländische Interessen vertreten, nicht zusammen."

Es sei hier ausdrücklich festgestellt, daß die INF nichts mit der kommunistischen Tudeh-Partei oder deren Splittergruppen zu tun hat. Die iranischen Regierungen waren immer bestrebt, diese rein nationalistische Bewegung, die ihr Ziel in der Verwirklichung der Menschenrechte sieht, als kommunistische Agitation darzustellen, um eine Kritik von seiten des Westens an den bestehenden politischen und sozialen Zuständen in Persien zu verhindern. Im Jahre 1953 gelang es diesen Kräften durch Militärputsch die rechtmäßige Regierung zu stürzen und die Führung der INF, an der Spitze Dr. Mossadegh, zu verfolgen. Damals verwandelte sich die konstitutionelle Monarchie wiederum in einen Absolutismus, der seine Aufgabe einzig im Bau von Kasernen und Gefängnissen zur Festlegung seiner Macht sieht, ohne Blick für 20 Millionen in bitterer Armut lebende Menschen.

Mitte April 1961 setzte der Schah Dr. Amini als Ministerpräsident ein. Gleichzeitig löste er auf dessen Verlangen beide Häuser des Parlaments auf. Dr. Amini empfahl sich den Massen als Revolutionär, zieh seine Vorgänger der Korruption und führte den chaotischen Zustand des Landes auf die Unfähigkeit vorhergehender Regierungen zurück. Dabei übersah er völlig, daß er selbst dem Kabinett Zahedi als Finanzminister angehört hatte. Er versprach große Landreformen, die sich aber inzwischen als Propaganda herausstellten, um Anleihen aus dem Ausland zu bekommen. In seiner bisher neunmonatigen Amtszeit machte sich Dr. Amini mehrfach des Verfassungsbruches schuldig.

1. Grundsatz 48 der Verfassung besagt:
„Bei der Auflösung des Parlaments müssen die Gründe angeführt und der Termin der nächsten Wahlen bekanntgegeben werden. Die Wahlen müssen spätestens einen Monat nach der Auflösung des Parlaments stattfinden. Die Eröffnung des neuen Parlaments muß spätestens drei Monate nach der Auflösung des alten Parlaments erfolgt sein."
In der Zwischenzeit sind neun Monate vergangen und der Iran ist immer noch ohne Parlament.

2. Grundsatz 25 der Verfassung lautet:
„Anleihen aus jeglichen Gründen sowohl aus dem In- als auch aus dem Auslande müssen mit Wissen und Zustimmung des Unterhauses gemacht werden."
Herr Amini nahm Anleihen aus dem Auslande auf, um sie eigennützig zu verwenden.

3. In der Verfassung sind die Rechte des Volkes und des Schahs festgelegt. Der Schah hat gemäß Grundsatz 39 geschworen, die Verfassung zu achten und zu schätzen.

Trotzdem befahl er Dr. Amini Gesetze zu entwerfen und zur Unterzeichnung vorzulegen. Dabei berief er sich auf die Verfassung, deren Grundsatz 64 allerdings besagt:
„Minister können nicht mündliche oder schriftliche Befehle des Schahs als Grund vorbringen, um sich damit der Verantwortung zu entziehen." Man fragt sich, wie lange der Westen noch bereit ist, derlei Maßnahmen zu unterstützen, deren einziger Sinn uns darin zu bestehen scheint, ein in sich faules System am Leben zu erhalten.

j. w.

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit ein Vollabonnement (DM 6,– jährl.) / ermäßigtes Abonnement für Studenten und Schüler (DM 3,– jährl.) der Zeitschrift DISKUS für 1 Jahr.

Wenn nach Ablauf dieses Zeitraums nicht gekündigt wird, verlängert sich das Abonnement automatisch und ist monatl. kündbar.

Den ersten Jahresbetrag überweise ich unaufgefordert auf das Konto der Commerzbank Frankfurt am Main Nr. 42197

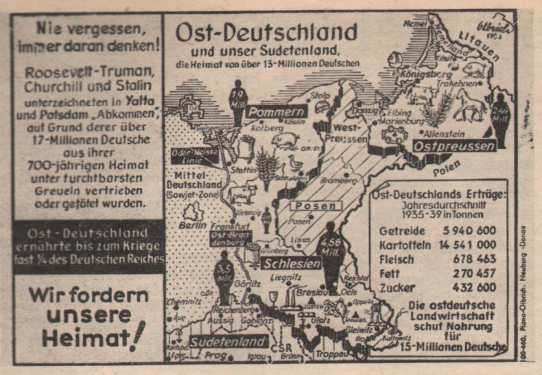
Name .....

Anschrift .....

Hochschule (falls Student) .....

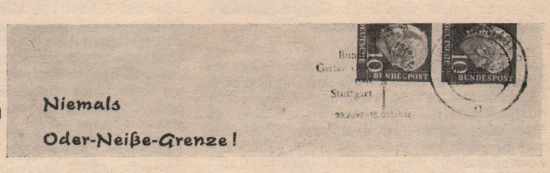
.....
(Unterschrift)

UNSERE ADRESSE: FRANKFURT/MAIN, MERTONSTR. 26–28



Im Gedränge der Politik

Eine Diskussion im Hessischen Landtag über Veröffentlichungen des Diskus



Vizepräsident Dr. Raabe:
Wir fahren in der Tagesordnung fort.
Ich rufe auf **Punkt 15:**
Große Anfrage der Fraktion der GDP an die Hessische Landesregierung betreffend Veröffentlichung in der Frankfurter Studentenzeitung „Diskus"
— Drucks. Abt. I Nr. 1075 —
Zur Begründung der Großen Anfrage hat Herr Abg. Walter das Wort.
Abg. **Walter** (GDP):
Herr Präsident, meine Damen und Herren! Der Vorgang, der zu der von meiner Partei gestellten Großen Anfrage geführt hat, liegt monatelang zurück. Es ist zu bedauern, daß das Hohe Haus erst heute, mehr als ein halbes Jahr nach dem Einbringen der Großen Anfrage, Gelegenheit hat, eine Erklärung der Landesregierung über den Vorgang entgegenzunehmen. . . .
Um was handelt es sich? Die Studentenzeitung „Der Diskus" an der Universität in Frankfurt veröffentlichte in ihrer Mai-Folge den Abdruck eines Briefumschlags, der von den Vertriebenenverbänden und auch von meiner Partei unbeanstandet seit Jahren verwendet wird. Der Briefumschlag enthält eine kartographische Darstellung der Vertreibungsgebiete und verschiedene Angaben über deren wirtschaftliche Bedeutung für das gesamte ehemalige Reichsgebiet. Er stellt in einem einzigen Satz die Ursache der Vertreibung dar. Die Studentenzeitung „Der Diskus" hat den Abdruck mit folgendem Untertitel versehen:
„An Stelle einer Glosse. Ein Briefumschlag aus dem Jahre 1961."
Nichts weiter. An Stelle einer Glosse. Das heißt doch, daß die mit dem Briefumschlag versuchte Erinnerung an die Vertreibung und an den deutschen Charakter der Vertreibungsgebiete nicht einmal eine Glosse wert sein soll.
Das ist wohl das Vernichtendste, was jemals in einem Urteil über die Vertreibung und über die deutschen Vertreibungsgebiete zum Ausdruck kam. Eine solche geistige Verirrung in der Meinungs- und damit auch in der Pressefreiheit ist eigentlich unerträglich und sollte nicht hingenommen werden. Die durch die hessische Verfassung garantierte Meinungs- und Pressefreiheit darf nicht zur Schrankenlosigkeit führen. Auch ihr sind Grenzen gesetzt. Die Vertreibung, wohl der unmenschlichste Vorgang nach der Kapitulation und einem verlorenen Krieg, wird von der beanstandeten Veröffentlichung geradezu der Lächerlichkeit preisgegeben, das Schicksal von mehr als 16 Millionen Deutschen herabgewürdigt, die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Ostgebiete in Zweifel gezogen. Gut. Man kann solchen Äußerungen auch mit Verachtung begegnen. Sie sind aber trotzdem eine sehr ernsthafte Mahnung an uns alle, den politischen Vorgängen an unseren Hochschulen eine größere Beachtung zu schenken, damit wir nicht eines Tages allzusehr überrascht sind, wenn sich auch dort Keimzellen entwickeln für politische Strömungen, die Hand an den demokratischen Charakter des Staates zu legen gewillt und in der Lage sind.
Zu dieser Befürchtung verleitet mich auch eine zweite Stelle in der gleichen Zeitung in der gleichen Ausgabe, die in einem Bericht über eine durchgeführte Befragung der Studenten feststellt — ich darf das mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten aus der Zeitung zitieren —:
„Ungefähr ein Viertel der Befragten sympathisiert offen mit autoritären, nichtdemokratischen Regierungsformen, die teils konservativ-obrigkeitlich, teils totalitär verstanden werden . . ."
Das ist in der gleichen Folge des „Diskus" abgedruckt! Es scheint mir eine Mahnung an uns zu sein, solchen Vorgängen und einer solchen Meinungsbildung an unseren Hochschulen denn doch etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als das bisher der Fall war. . . .
Es war also ernste Sorge, die uns bewogen hat, die Große Anfrage zu stellen. Sie hat folgenden Wortlaut:
„Wir fragen die Hessische Landesregierung:
a) billigt sie die Art und Weise, wie der „Diskus" gegen berechtigte Anliegen des ganzen deutschen Volkes — der Anspruch auf die deutschen Ostgebiete ist ein solches — Stellung nimmt?
b) ist sie bereit, die Herausgabe des „Diskus" trotzdem auch weiterhin durch Zuwendung staatlicher Mittel zu fördern oder was gedenkt sie zu tun, um künftig ähnlichen Entgleisungen des „Diskus" vorzubeugen?
c) ist es richtig, daß der „Diskus" in diesem Jahr aus dem Einzelplan 17 Kapitel 12 Titel 651 insgesamt 36 000 DM zugewiesen erhalten hat?
Wir erwägen an Hand der Antwort auf unsere Große Anfrage, dem Hohen Hause möglicherweise auch noch einen Antrag vorzulegen.
(Beifall bei der GDP)

Vizepräsident Dr. Raabe:
Das Wort zur Beantwortung der Großen Anfrage hat Herr Minister Dr. Schütte.

Minister für Erziehung und Volksbildung Dr. Schütte:
Herr Präsident, meine Damen und Herren! Sie kennen den Text der Großen Anfrage und Sie haben soeben auch die Begründung gehört. Ich darf namens der Regierung folgendes antworten:
Wir haben gehört, der Briefumschlag wird wesentlich von den Vertriebenenverbänden dazu benutzt, die Kenntnisse von den deutschen Ostgebieten zu verbreiten. Der nächste Satz in der Großen Anfrage lautet: „Die Zeichnung stützt sich nur auf Tatsachen." Nun ist das ohne Zweifel richtig.
Die lakonische Kürze, mit der der „Diskus" den Briefumschlag kommentiert, macht es aber nicht ganz einfach, die Absicht zu erkennen, die dem Satz der Redakteure zugrundeliegt. Ich meine nicht, daß man eine Verhöhnung des Rechtsanspruchs auf die deutschen Ostgebiete herauslesen muß. Ich kann versichern, daß die studentischen Redakteure des „Diskus" jedenfalls nicht diese Interpretation geben wollten. Die Schlüsse, Herr Abg. Walter, die Sie eben gezogen haben, sollten, das ist mir versichert worden, jedenfalls nicht in den Satz hineingelegt werden.
Die Frankfurter Studenten haben sich offenbar daran gestoßen, daß der Briefaufdruck — und ich glaube, das sollten wir zugeben — auch zu Ärgernissen Anlaß geben kann. Nicht nur Böswillige könnten im Stück auf das Kartenbild zu der Annahme verleitet werden, daß wir die Ostgrenze des wilhelminischen Reiches zurückfordern und Anspruch auf die früher preußischen Provinzen Posen und Westpreußen erheben. Auch den Text wird man nicht eben als glücklich bezeichnen können. Ich zitiere noch einmal:
„Nie vergessen, immer daran denken! Roosevelt, Truman, Churchill und Stalin unterzeichneten in Jalta und Potsdam Abkommen, auf Grund deren über 17 Millionen Deutsche aus ihrer siebenhundertjährigen Heimat unter furchtbaren Greueln vertrieben oder getötet wurden."
Es ist richtig, Herr Abg. Walter, wir beide stimmen darin gewiß überein, das ist ein Faktum, aber ich würde doch sagen, es ist Vordergrundswahrheit. Die drei Staatsmänner des Westens in gleicher Weise wie Stalin in die Verantwortung für die furchtbaren Greuel der Vertreibung zu nehmen, ist nach meiner Ansicht nicht möglich. Das unnatürliche Quartett Roosevelt, Truman, Churchill, Stalin, an das zu denken der Briefumschlag mahnt, scheint mir auf jeden Fall die Gefahr falscher Gedankenverbindungen nahezulegen und was die Abkommen von Jalta und Potsdam angeht, auf die sich die Große Anfrage bezieht —, es müßte doch wohl auch noch der Weg mitgedacht werden, der nach Jalta und Potsdam führte.
(Abg. Frau Platiel [SPD]: Sehr richtig!)
Dieser Weg begann, wir Deutsche müssen uns das immer wieder sagen, bekanntlich mit der Eroberung, der Annektion, ja der Ausmordung Polens. . . .
(Abg. Frau Platiel [SPD]: Sehr richtig!)
. . . Von daher würde ich zu dem Satz Ihrer Begründung, Herr Abg. Walter, sagen, daß das, was auf dem Briefumschlag steht, doch nicht die Ursache in einem Satz benennt. So haben Sie es eben formuliert. . . .
Ich bin zweitens befragt worden, ob die Hessische Landesregierung den „Diskus" weiterhin unterstützen werde. Vorweg darf ich Ihnen bestätigen, daß die Hessische Landesregierung den „Diskus "mit jährlich 36 000 DM unterstützt.
Die Frage beantworte ich mit ja. Es wäre, meine Damen und Herren, eine gefährlicher Weg, wollte ich bei Fehlleistungen einer Studentenzeitung die staatlichen Mittel, ohne die die Zeitung nicht existieren kann, sperren. Ich darf mir noch die Anmerkung erlauben, daß ich, der ich schon öfter vom „Diskus" hart und nicht immer sachlich angegriffen worden bin, niemals auf den Gedanken gekommen bin, mit finanziellen Repressalien zu antworten . . .
(Abg. Frau Platiel [SPD]: Sehr Gut!)
Zur Frage c) der Großen Anfrage lautet meine Antwort: Ja!

Vizepräsident Dr. Raabe:
Die Große Anfrage ist beantwortet. Wird eine Besprechung gewünscht?
(Einige Abgeordnete melden sich)
Das reicht nicht aus, es müssen mindestens zehn Abgeordnete sein. — Jetzt reicht die Zahl der Abgeordneten aus. Wir treten in die Besprechung ein. Das Wort hat Herr Abg. Hackenberg.
Abg. **Hackenberg** (CDU):
Herr Präsident, meine Damen und Herren! Ich möchte nicht zu dem Briefumschlag etwas sagen, der Anlaß zu der Großen Anfrage war. Es dreht sich ja nicht nur um ein einmaliges Vorkommnis, es dreht sich um die Grundtendenz dieses Presseorgans, zu dem ein großer Teil der hessischen Bevölkerung — Sie werden das verstehen — nicht schweigen kann. Ich bin froh, daß die Angelegenheit erst im Dezember im Plenum zur Sprache kam, weil wir damit Gelegenheit haben, bereits die neueste Nummer, die Dezember-Ausgabe des „Diskus", zu besprechen.
(Abg. Walter [GDP]: Die habe ich noch nicht!)
In einem Artikel der Dezember-Ausgabe der Frankfurter Studentenzeitung „Diskus" ist ein Bericht enthalten: „Prager Impressionen 1961". Nun steht es jedem frei, nach Prag, Moskau oder Budapest zu fahren, um dort Impressionen zu sammeln. Aber wenn hier dann gesagt wird: Atmosphäre der Angst, der Unterdrückung — tut mir leid, damit kann ich nach dreitägiger Erfahrung nicht dienen, dann wird jedenfalls der Eindruck erweckt, daß die Leute, die von Terror, von Unterdrückung, von Diktatur-Regime in der Tschechoslowakei reden, Greuelpropaganda treiben, daß alles halb so wild ist, denn der Berichterstatter und Mitarbeiter des „Diskus" war in Prag und sagt in seinem Erfahrungsbericht über drei Tage: Tut mir leid, davon ist nichts festzustellen. Ich gestehe: Wer nach Prag fährt und in ein Caféhaus am Wenzelsplatz geht, der wird von Unterdrückung und Terror nicht viel feststellen können. Das haben die Ausländer zur Zeit Hitlers in einem vornehmen Café Unter den Linden in Berlin auch nicht festgestellt.
(Sehr gut! und Beifall bei der CDU — Minister Franke: In Prag am Wenzelsplatz nicht! — Abg. Dr. Großkopf [CDU]: Das sollte er ja gerade!)
Ich meine, eine solche oberflächliche Zeichnung eines Bildes, wie man das hier tut, kann der Wirklichkeit nicht entsprechen. Ich hätte mich gefreut, wenn die Schriftleitung in einer Fußnote oder anderswie sich distanziert und zu erkennen gegeben hätte, daß das nicht die Meinung der Schriftleitung ist, wenn sie gesagt oder angedeutet hätte, daß es in der Tschechoslowakei genau wie in den anderen von der Sowjetmacht beherrschten Gebieten Hunderte und Tausende von Menschen gibt, die noch heute — nach zehn und fünfzehn Jahren — ohne Gerichtsurteil, ohne Verfahren eingekerkert, verschleppt oder deportiert sind und in Gefangenschaft gehalten werden. Daß wir Menschen aus der freien Welt in diese Länder fahren und nicht die Frage stellen nach den unschuldig Verurteilten, den Deportierten, den Eingekerkerten, das ist ein Mangel an Solidarität mit diesen Verfolgten und Unterdrückten . . .
(Abg. Dr. Großkopf [CDU]: Sehr gut!)
In dem Bericht heißt es dann am Schluß: Wir sollten freundliche Gesten setzen und das Mißverständnis aus der Welt räumen. Und welcher Rat wird dann erteilt? Es heißt hier unter anderem: Wir sollten auf die Ansprüche verzichten! Es ist sehr bequem von einem, der keine Ansprüche zu stellen hat, den anderen zu raten, sie sollten auf die Ansprüche verzichten. Meine sehr verehrten Damen und Herren, wenn wir dahin kommen, daß rechtliche Ansprüche — ethische und sittliche Postulate — um einen Händedruck — mehr tauschen die Herren dafür nicht ein —
(Abg. Dr. Großkopf [CDU]: Sehr gut!)
preisgegeben werden, dann ist der Gewalt und der Willkür und dem Terror die Tür geöffnet. Recht und Freiheit und Menschlichkeit dürfen nicht kapitulieren vor der Gewalt, vor dem Unrecht.
(Abg. Seiboth [GDP]: Jawohl!)
Man soll es denen überlassen, die etwas dazu zu sagen haben oder die Ansprüche anzumelden haben. Ich kann nicht auf etwas, was mir nicht gehört, verzichten; das ist unsittlich, habe ich mir einmal erzählen lassen. Darüber hat auch der mitzubestimmen und mitzureden, dem Eigentum und Verfügungsrecht zustehen . . .
Ich habe Thomas Masaryk deshalb zitiert, weil es an der Spitze der hessischen Lehrerbildung einen Mann gibt, der bei einer Konferenz in seinen Ausführungen unter anderem sagte: „Ich sehe keine Möglichkeiten für Berlin. Gegen den Übergang der Kontrolle an die DDR ist kaum etwas zu machen." Nachdem er sich für die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ausgesprochen hat, betont er: „Im übrigen gibt es nur ein einziges geschichtliches Gesetz: Was da ist, ist da." Und gegen dieses nach der Meinung des Herrn Professors und in der Hessischen Lehrerbildung maßgeblichen Herrn (Zurufe von der SPD — Minister Schütte: Können Sie mir den Namen nennen?!)
— Wenn Sie wollen, ja, ich meine Professor Heydorn, der ja immerhin vielleicht auch etwas zu den geistigen Grundlagen des „Diskus" direkt oder indirekt beigetragen hat; ich weiß es nicht. Das ist die Theorie, die hier ausgesprochen ist, von der normativen Kraft des Faktischen. Es wird keiner von uns in dieser Zeit die Macht der Tatsachen verkennen wollen. Aber es ist zu bestreiten, ob den Tatsachen als solchen eine Rechtsgrundlage innewohnt.
Ich möchte niemanden, der hier Kritik übt an den Zuständen in der Bundesrepublik, des Kommunismus verdächtigen, ich möchte nur sagen, daß wir eine erhöhte Wachsamkeit an den Tag legen sollten gegen all die Menschen, Kräfte und Organe, die mit der Sowjetunion und ihren Einrichtungen sympathisieren, die den Standpunkt vertreten, daß alles da drüben gar nicht so schlecht sei, und die selbst noch nach dem 13. August an einem Regime, das poliitschen Mord, Menschenraub und KZ zum Mittel der Politik macht, immer noch einige gute Seiten finden und sie hier für die Propaganda verwenden.

Der ehemalige Generalsekretär der Komintern, Georgi Dimitroff, hat einmal in einer Arbeitsanweisung Dinge gesagt, von denen man meinen könnte, sie würden heute in der Bundesrepublik von vielen praktiziert. Herr Dimitroff gab an seine alten Kämpfer und an Parteigenossen die Weisung:
„Niemals im Vordergrund erscheinen, überlassen wir die Arbeit unseren Freunden. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß jemand, der mit uns sympathisiert, im allgemeinen mehr wert ist als ein Dutzend militanter Kommunisten. Ein Universitätsprofessor, der — ohne Parteimitglied zu sein — sich für die Interessen der Sowjetunion einsetzt, ist mehr wert als hundert Leute mit einem Parteibuch."
So Herr Dimitroff.
(Abg. Dr. Hans Wagner [CDU]: Der hat recht! — Abg. Dr. Großkopf [CDU]: Siehe Abendroth!)
Wir sollten deswegen aufmerksam überlegen, was zu tun ist, damit die Leute, die das besorgen, und die das tun, was die Kommunisten selber nicht tun können, unter etwas stärkere Kontrolle geraten.
(Beifall bei CDU und teilweise GDP)

Vizepräsident Dr. Raabe:
Das Wort hat Herr Abg. Seiboth.
Abg. **Seiboth** (GDP):

Herr Präsident, meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich habe mich zu Wort gemeldet, um zu dem konkreten Anliegen und zu der Beantwortung des Herrn Ministers einiges festzustellen. Ich möchte zunächst sagen: Wir halten den Grundsatz, den der Herr Minister ausgesprochen hat, für richtig und haben es begrüßt, daß von der Regierung Zustimmung, auch wenn Ihnen hier und da Fehlleistungen — er hat das ausdrücklich als eine Fehlleistung bezeichnet — nachzuweisen sind, wenn sie sonst notwendig und gerechtfertigt sind, unterstützt werden.

Aber ein Zweites: Es ist für die Politik doch notwendig, die Fehlleistungen hinsichtlich ihrer Zahl in einer bestimmten Zeit und auch hinsichtlich der Richtung, in der sie zu verzeichnen sind, etwas genauer zu beobachten. Ich unterstelle den Herausgebern dieser Studentenzeitung in keiner Weise, daß sie etwa kommunistische Provokateure wären oder daß sie auch nur bewußt Themen, die die kommunistische Infiltration zu den ihren erhoben hat, hier vielleicht auf fremdes Geheiß verbreiten wollten.
Aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, in einer Situation wie der unseren, wo wir uns der kommunistischen Infiltration gewollter und ungewollter Art täglich erwehren müssen, kann ich nicht fragen: Was ist die erklärte Absicht?, sondern: Wie ist die Wirkung solcher Artikel oder solcher Veröffentlichungen? Ich bin Herrn Kollegen Hackenberg dankbar, daß er auf einen jüngsten Artikel in dieser Zeitschrift — den Bericht über eine dreitägige Reise nach

(Fortsetzung nächste Seite)

Entwicklungshilfe und Wirtschaftsdirigismus

Die Entwicklungshilfe des Westens ist durch eine unverkennbare Note des Forderns auf der Seite des Empfängers, durch das Gefühl der Verpflichtung auf der Seite des Gebers gekennzeichnet. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustand der unterentwickelten Länder wird von diesen regelmäßig auf die Kolonialherrschaft zurückgeführt und deshalb ein Anspruch auf Einholung des Reichtumsvorsprung gegen die als privilegiert vorgestellten westlichen Länder erhoben. Aber die Ursachen der „Verspätung" liegen vielfach weiter zurück als jede Intervention oder Kolonisation von seiten westlicher Völker.

Das schwierige Verhältnis des Westens zu den Entwicklungsländern wird durch den weltpolitischen Konflikt mit der Sowjetmacht noch verstärkt, die sich die Woge des Antikolonialismus geschickt zunutze macht. Dabei ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Ostblock durch die propagandistische Übertreibung der eigenen, in bestimmten Ländern konzentriert gewährten Hilfe, den Westen zu Leistungen antreiben will, die ihn schließlich wirtschaftlich erschöpfen müssen.

Damit sich die erheblichen Finanzaufwendungen nicht in den vielfältigen Kanälen der Korruption und Desorganisation verflüchtigen, ist eine sorgfältige Vorbereitung der Entwicklungshilfe notwendig. Als grundsätzliches Problem stellt sich die Frage, ob Industrialisierung oder Landwirtschaft mit Vorrang zu fördern sind. Der in allen Entwicklungsländern anzutreffende Industrialisierungskomplex beruht auf der weitverbreiteten Vorstellung, nur durch Industrialisierung könne wirtschaftliche Entwicklung, nur durch sie wirkliche Unabhängigkeit von den westlichen Industrieländern und damit endgültige Emanzipation erreicht werden. Das Beispiel Malayas beweist das genaue Gegenteil. Allerdings haben die jähen Schwankungen der Rohstoffkurse zu dieser irrigen Annahme wesentlich beigetragen. Seit 1956 sind nämlich die Preise für Rohmaterialien um mehr als 20 Prozent gesunken. Der Konjunkturrückgang in den Vereinigten Staaten von 1957 hat einen Teil der Entwicklungsländer um den gesamten Gegenwert der ihnen bis dahin zugestandenen Finanzhilfe gebracht. Dabei haben die westlichen Länder völlig unzureichend zur Stützung der Rohstoffkurse beigetragen und nicht selten dem Rohstoff- und Agrarexport der Entwicklungsländer noch Schutzzollmauern entgegengesetzt. Hier zeigt sich das Janusgesicht jedweder Entwicklungshilfe, deren Träger sich als Wohltäter aufspielen möchten, aber zu Einfuhrbeschränkungen greifen, wenn den eigenen Erzeugnissen Konkurrenz erwächst. Dieser Industrialisierungskomplex verbindet sich nun mit dem grundlegenden Irrtum, daß es nur des Kapitals und des technisch-organisatorischen Wissens bedürfe, um eine Industriegesellschaft aus dem Boden zu stampfen. Es wird übersehen, daß Industrialisierung nicht ohne die geistig-soziologischen Voraussetzungen unternommen werden kann, daß „Wirtschaftsgeist" sich nicht einfach importieren läßt.

Hastige Industrialisierungsversuche im Verein mit einer Geringschätzung der Landwirtschaft erweisen sich in vielen Entwicklungsländern als eine der Hauptursachen volkswirtschaftlicher Zerrüttung. Eine Förderung der Agrarwirtschaft und die damit notwendige umfassende Änderung der Agrarverfassung entpuppt sich als ein Problem allererster Ordnung. Denn noch heute herrscht in weiten Teilen Afrikas und Asiens ein Agrarfeudalismus, bei dem das Bodeneigentum in den Händen einiger Landherren liegt und das Land durch ein ländliches Halbproletariat bebaut wird, dessen rückständige und lässige Agrartechnik zu äußerst niedrigen Erträgen führt.

Ein planwirtschaftlicher Dirigismus hat in vielen Entwicklungsländern immer wieder zu einer Bevorzugung sensationeller schwerindustrieller Produktionsprogramme geführt. Das soll am Beispiel Indiens näher erläutert werden. Von vornherein war festzustellen, daß die vorhandene Verwaltung wegen ihres Mangels an Erfahrung, Tüchtigkeit und Disziplin eine funktionierende Zwangswirtschaft unmöglich machte (die Regierung mußte erst kürzlich ein Dekret erlassen, das die Beamten anhält, mindestens 150 Tage im Jahr zu arbeiten). Eine solche Bürokratie kann vielleicht einige wenige große Unternehmen notdürftig überblicken, doch ist es ihr nicht abzuverlangen, Produktionsmittel in wirtschaftlicher Weise über (wie in Indien) zehn Millionen kleine Produktionseinheiten zu verteilen. Das setzt eine genaue Kenntnis der lokalen Verhältnisse voraus. Die behördlich unternommenen Investierungen haben zur Unwirtschaftlichkeit und zur Fehlverwendung von Produktionsmitteln geführt (z. B. in den vorgeplanten Überkapazitäten). In 40 Industriezweigen liegt die unausgenützte Kapazität bei einer Größenordnung von 40 bis 90 Prozent. Auch die Privatwirtschaft ist einer weitgehenden Kontrolle unterworfen. Das indische Aktienrecht von 1956 erlaubt der Regierung die Einmischung selbst in solche Details wie „die Befugnis, Anleihen aufzunehmen, Kontrakte abzuschließen und Eigentum zu verkaufen, zu verpachten oder sonstwie zu verfügen, das Recht, Schulden zurückzuzahlen oder zu prolongieren oder neues Geld aufzunehmen". Das Resultat ist Einbuße an Leistungsfähigkeit und einer flexiblen Geschäftsführung. Überall bestehen Importregulierungen und Produktionsbeschränkungen. Auf die Gefahr, daß solche Planwirtschaft den Geist eines national-autarkistischen Sozialismusses heraufbeschwört, soll gar nicht erst eingegangen werden.

Zu den schwierigsten Hindernissen einer Entwicklung gehört das Problem der Überbevölkerung. Es spielt vor allem in Asien (Indien), dagegen kaum in Afrika (Ausnahme Ägypten) eine überragende Rolle. (So ist z. B. die Gesamtzahl aller in den Fabriken Indiens Beschäftigten kleiner als der jährliche Bevölkerungszuwachs.) Dabei greift eine Geburtenbegrenzung tief in überlieferte Denk- und Lebensgewohnheiten ein. Eine Überwindung dieser Widerstände kann nur um den Preis wachsender Rationalisierung und der kaum vermeidbaren Zersetzung traditioneller Kultur- und Gesellschaftsformen herbeigeführt werden. Angesichts der großen Anstrengungen, die für eine wirksame Förderung der Entwicklungsländer notwendig sind, muß der Einsatz der verfügbaren Mittel unter dem Zwang zur äußersten Sparsamkeit und wirtschaftlichsten Verwendung stehen. Es sind Anlagen mit kürzerer Umschlagsperiode des Kapitals zu bevorzugen. Im krassen Gegensatz dazu steht die Verschwendung von Kapital für aufwendige und prunkvolle Regierungsbauten prestigebedürftiger afrikanischer Potentaten. Bedenklich ist auch die Tendenz, die erhöhte Produktivität zu rasch in eine Verbrauchssteigerung umzusetzen, so wenn den in großen Industrieunternehmen beschäftigten Beamten und Arbeitern Einkommen verschafft werden, die das Einkommen der übrigen Bevölkerung um ein mehrfaches übersteigen. Diese hohen Löhne lassen eine künstliche Knappheit an Arbeit entstehen und zwingen so die Unternehmen, kapitalintensiver zu arbeiten, als das sonst erforderlich wäre.

Entwicklungshilfe muß zur Bildung von Realkapital, nicht zur Deckung ständig steigender Zahlungsbilanzdefizite verwendet werden. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel der Vergeudung ausländischer Kapitalhilfe hat sich 1959 in Indien abgespielt, als die Vereinigten Staaten trotz indischer Rekordernte für mehrere hundert Millionen Dollar Getreide lieferten, während gleichzeitig, angeregt durch die Erwartung steigender Preise, indische Händler und Bauern Getreidevorräte in minderwertigen Vorratskammern lagerten, wo sie nicht selten verdarben.

Dieser kurze Überblick über die Problematik der Entwicklungshilfe muß unvollständig bleiben. Für ein intensiveres Studium kann die Studie * „Entwicklungsländer — Wahn und Wirklichkeit" — auch angesichts einer umfangreichen Bibliographie — empfohlen werden. Sie warnt besonders vor übertriebenem Enthusiasmus und Eifer, der allzu schnelle und spektakuläre Erfolge erwartet, anstatt mit Nüchternheit, sehr viel Geduld und geschmeidiger Anpassung die natürlichen Wirtschaftskräfte der Entwicklungsländer zur Entfaltung zu bringen.

Jan Reimer Haase

* „Entwicklungsländer — Wahn und Wirklichkeit„ in der Reihe „Sozialwissenschaftliche Studien". Herausgegeben von Albert Hunold. Eugen Rentsch Verlag, 1961.

(Fortsetzung von Seite 6)

Prag — hingewiesen hat, in dem also zu lesen ist, man könne trotz dreitägigen Aufenthalts von der oft behaupteten Unterdrückung nichts vermelden.

Ich frage mich nun: Ist es unsere Aufgabe, dem tschechischen Volk oder unseren Brüdern und Schwestern in der Zone die Hoffnung zu nehmen, daß es für sie einmal anders werden kann, wenn wir hier ihre Leiden, die vorhanden sind, verkleinern und verringern durch solche Artikel?

(Sehr richtig! bei der CDU — Abg. Hackenberg [CDU]: Und totschweigen!)

— Oder totschweigen oder sie gar leugnen.

Ein Weiteres aber: Was wollte diese Studentenzeitschrift mit der kurzen Überschrift „Niemals Oder-Neiße-Grenze!" und darunter „An Stelle einer Glosse — ein Briefumschlag aus dem Jahre 1961"? Der Herr Minister hat gesagt — ich glaube es so verstanden zu haben —, die Studenten oder die Herausgeber hätten ihm versichert, sie wollten damit keineswegs eine Verhöhnung des Rechtsanspruchs auf die Ostgebiete oder die Haltung der Vertriebenen irgendwie dokumentieren.

Das ist es, was ich grundsätzlich sagen wollte. Ich meine also: Auch dann Pressefreiheit und keinerlei Repressalie, wenn die Grenzen der Pressefreiheit, die natürlich nicht gesetzlich gezogen sind, die aber ein gewisses deutsches Verantwortungsbewußtsein einschließen, einmal überschritten werden. Auch dann Pressefreiheit und keinerlei Repressalien. Aber wenn diese Diskussion nur dazu geführt hat, daß sich der Herr Minister die oberflächlichen Schreiber derartiger Veröffentlichungen gelegentlich noch einmal vornimmt und mit ihnen über den Ernst der Dinge spricht, damit sich so etwas nicht wiederholt, dann hat diese Anfrage, dann hat die Diskussion um das Thema, um das es hier gegangen ist, den Zweck voll und ganz erfüllt. Und lassen Sie mich noch ein Letztes sagen: Der Herr Kultusminister hat — ich meine, auch mit Recht — gesagt, wir sollten nicht vergessen, nach dem Weg zu sehen, der nach Jalta und nach Potsdam geführt hat. Ich gebe Ihnen voll und ganz recht.

(Abg. Walter [GDP]: Dann aber 1919 beginnen!)

Auch uns, den Heimatvertriebenen, den unmittelbar Betroffenen, ist völlig klar, daß wir letztlich den ganzen Jammer, der über Deutschland und die Welt gekommen ist, einer Ursache, nämlich dem Kriegsausbruch — und der ist von Hitler verschuldet worden —, zu verdanken haben. Der Kriegsausbruch und das verbrecherische Verhalten gegenüber den Juden und der polnischen Bevölkerung macht es gerade uns oft so schwer — und das ist, glauben Sie mir, ein ernstes Anliegen —, ehrlich und offen vor aller Welt darüber zu sprechen, was auch Deutsche vor den Grenzen des Reiches und vor dem Krieg auszuhalten gehabt haben. Heute nimmt man es dem Sudetendeutschen nicht mehr ab, daß er nicht gegen die Demokratie eingestellt war, wenn er den tschechischen Staat nicht haben wollte, weil er in ihn gepreßt und mit Maschinengewehren in ihn hineingeschossen worden ist. Das ist die Wahrheit. Heute nimmt man es nicht mehr ab, daß vor dem Kriege Deutschen in Polen tatsächlich Unrecht geschehen ist. Aber wir wissen, daß eben das viel größere Verbrechen, das dann mit Kriegsbeginn geschah, diese Dinge in der Welt verdunkelt hat. Deshalb glauben Sie es uns bitte, daß wir das einsehen und nichts beschönigen, weil uns durch Hitlers Taten die Hände mehr oder weniger gebunden sind, wenn wir auf das hinweisen möchten, was Vorläufer dieser Entwicklung im mitteleuropäischen Raum gewesen ist.

(Abg. Walter [GDP]: Sehr richtig! Darauf kommt es an!)

Die Frage ist aber, ob man es sich, wie manche meinen, so leicht machen und die Folgen einer verbrecherischen Politik nur einem Teil Deutschlands, geographisch wie bevölkerungsmäßig, auflasten kann, ob man die Bevölkerung, die aus diesen Teilen stammt, an ihrer Heimat hängt und letztlich um Menschenrecht kämpft, so hinstellen kann, als ob sie die letzte Anhängerschaft Hitlerscher Machtpolitik wäre. Das ist nämlich auch immer noch die andere Folge, daß die Angegriffenen — oder, wenn Sie wollen, die Lächerlichgemachten — einer sehr oberflächlich urteilenden Öffentlichkeit als Vorgestrige im Sinne der braunen Farbe erscheinen. Auch aus diesem Grund bin ich dankbar, daß wir diese Diskussion führen konnten, und ich sage es noch einmal: Ich hoffe, daß es dazu führen wird — nicht nur bei dieser

Kultusminister Prof. Dr. Ernst Schütte

einen Zeitung —, für Fragen, die nicht nur Fragen der Heimatvertriebenen, sondern des ganzen deutschen Volkes sind, etwas mehr Verständnis als bisher zu finden.

(Beifall bei der GDP)

Vizepräsident Dr. Raabe:

Das Wort hat Herr Abg. Höhne.

Abg. **Höhne** (SPD):

Herr Präsident, meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich glaube, keiner von uns hat angenommen, daß die Debatte um ein kleines Stückchen Studentenzeitschrift und die Problematik, die darin enthalten sein kann — nicht unbedingt enthalten sein muß —, zu der Diskussion führen würde, zu der sie hier geführt hat. Dieses Thema, das wir hier, wie ich meine, unvermittelt behandeln, wird in erster Linie den Deutschen Bundestag und sicherlich auch so manches Landesparlament und andere Parlamente in den nächsten Jahren zu erschüttern in der Lage sein,

(Abg. Walter [GDP]: Stimmt!)

ganz sicherlich, und es wird sehr viel ernst zu nehmende Argumente geben, sehr viel ernst zu nehmende Leute geben, aber es wird auch politische Hasardeure geben, die aus dieser Lebensfrage unseres Volkes unter Umständen Geschäfte machen wollen.

(Abg. Seiboth [GDP]: Kann sein!)

. . . Ich hatte mir vorgenommen, zu diesem Punkt zu sprechen, und ich bin überrascht durch diese Debatte. Der Herr Minister hat es hier sehr deutlich gesagt, daß er der Überschrift „An Stelle einer Glosse" einen anderen Inhalt gegeben hat, als Sie ihn verständlicherweise geben mußten. Auch ich habe der Überschrift einen anderen Inhalt gegeben. Unter dieser Glosse befindet sich nämlich noch ein Artikel, überschrieben mit „Alte Kameraden". Und als ich mich gefragt habe, was das heißen soll — auch ich habe mich ja gefragt —, da habe ich auch diesen Artikel einmal gelesen. Jede Auslegung hat ja vom Wort auszugehen. Ich habe mich dann danach erkundigt, weil ich es selbst nicht wußte, was „Glosse" heißen soll. Das Wort „Glosse" hat im heutigen Sprachgebrauch zweifellos einen abschätzigen Gehalt.

(Abg. Walter [GDP]: Jawohl!)

Das ist gar keine Frage, da haben Sie völlig recht. Aber früher verstand man unter „Glosse" eine wertneutrale Randbemerkung, und da ich nicht unterstellt habe — ähnlich wie der Herr Minister —, daß das einfach frei in den Raum gestellt sein soll, habe ich gedacht: Zu welchem Artikel soll das eine Randbemerkung sein? Und ich habe auch den Artikel mit der Überschrift „Alte Kameraden" gelesen.

Ich will den Artikel hier nicht vorlesen, er gehört nicht zur Sache. Aber in einem Absatz gehört er doch zur Sache, weil nämlich zumindest von Herrn Hackenberg in seinen Ausführungen eben der Eindruck erweckt wurde — sicherlich hat er es nicht gewollt; aber der Eindruck konnte bei einigen Zuhörern entstehen —, als handele es sich bei den Redakteuren und Herausgebern dieser Zeitung um irgendwelche subversiven Elemente, die sich noch nicht einmal von der Meinung des Verfassers distanzieren. Ich darf aber darauf hinweisen, daß im Impressum der Zeitung steht — wie das in einer ordentlichen Zeitung üblich ist —, daß gekennzeichnete Artikel nicht die Meinung der Redaktion darstellen. Ich habe nicht die Ehre der Leute, die hier geschrieben haben, zu verteidigen. Der Artikel kennzeichnet das Schicksal zweier deutscher Generale, einmal des Generalinspekteurs der Deutschen Bundeswehr, Generalleutnant Förtsch, und zum andern des Generalmajors der Nationalen Volksarmee, Arno von Lensky . . .

Auch das ist deutsches Schicksal: Zwei Generale aus der deutschen Wehrmacht, der eine hier wieder General, der andere dort wieder General. Und da war ich der Auffassung, daß das eine Randbemerkung sein sollte dazu, was aus dem Spiel der Generale mit uns und aus uns geworden ist. Vielleicht habe ich mich getäuscht, vielleicht haben Sie recht. Aber aus alle dem den Schluß zu ziehen, das Blatt zu strangulieren, einfach die Zeitung unmöglich zu machen: Meine sehr verehrten Damen und Herren, da wird bei mir persönlich — ich darf diese Erklärung abgeben, ich spreche nur für meine Person —, da wird in mir und bei mir ein Punkt berührt, wo ich auch eine Gefahr unserer Tage sehe. Es ist richtig: Unser Volk ist in einer riesenhaften Gefahr. Es ist richtig: Wir müssen alle Kräfte zusammennehmen, um diese Gefahr zu bestehen. Aber wir kommen in die gleiche Versuchung, in die wir alle immer kamen, daß man nämlich die Unfreiheit mit der Unfreiheit austreiben will.

(Beifall bei der SPD)

Dieser Gefahr müssen wir uns erwehren, auch wenn es einmal an unsere Haut geht, und wir müssen auch einmal das Urteil eines nicht zum Urteil Befähigten hinnehmen, was gegen uns selbst und gegen unser Innerstes geht . . . Und von daher gesehen hat mich die Antwort des Herrn Ministers durchaus zufriedengestellt.

(Beifall bei der SPD)

Vizepräsident Dr. Raabe:

Das Wort hat Herr Abg. Rodemer.

Abg. **Rodemer** (FDP):

Herr Präsident, meine Damen und Herren! Wir hatten nicht erwartet, daß über diese Große Anfrage eine so ausgeweitete Debatte entstehen würde.

(Abg. Dr. Großkopf [CDU]: Der Diskuswerfer!)

. . . Was bisher gesagt worden ist zu der Einstellung des „Diskus", was bisher zitiert und von Ihnen kritisiert worden ist, findet selbstverständlich auch unsere Kritik, die wir uns nie gescheut haben, uns als nationale Partei zu bezeichnen. Das wollte in der Vergangenheit vor allem etwas heißen. Heute ist es schon anders geworden.

Nur, verehrte Antragsteller, ob die Methode richtig war, die Sie gewählt haben, muß sehr genau untersucht werden. Mit finanziellen Sanktionen würde ich nicht anfangen.

(Abg. Seiboth [GDP]: Ich habe ausdrücklich erklärt, daß wir das nicht verlangen!)

— Es steht doch in der Großen Anfrage: Wären Sie bereit, Herr Minister, das Geld zu sperren? Mit finanziellen Sanktionen würde ich also nicht anfangen, denn man weiß nicht, wo das später aufhört.

(Abg. Walter [GDP]: Wir sind bereit, auch weiter zu fördern. Wir haben doch nur eine Frage gestellt. Mehr konnten wir ja nicht!)

— Die Frage deutet doch die Richtung an. Sie wollen wissen: Ja oder Nein? Der Herr Minister hat das zu verantworten. Ich würde also diese Methode nicht für richtig halten. Wichtiger aber wäre, daß die Studenten, die eine andere Auffassung vertreten, sich im „Diskus" zum Wort melden, und dann, meine Damen und Herren, wenn der „Diskus" es ablehnen würde, auch den anderen das Wort zu geben,

(Abg. Dr. Großkopf [CDU]: Genau so!)

also wenn er unduldsam wäre, dann würde ich sagen, würden wir Unduldsamkeit mit Unduldsamkeit beantworten, dann wäre es aus mit unserer Freundschaft.

(Beifall) [vgl. auch Seite 16!]

buchkritik

Gedichte seit 1945

„Deutsche Lyrik, Gedichte seit 1945", herausgegeben von Horst Bingel, 312 Seiten, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1961.

Im Gegensatz zur Prosa ist die Lyrik der Gegegenwart weitgehendst aus dem Stadium formaler Experimente herausgetreten und praktiziert mit Formen, deren Ursprünge bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts datieren. Ein wirklicher Avantgardismus unter den Lyrikern besteht also kaum noch, man ist dabei, schon vorhandene formale Elemente zu verarbeiten. Und trotzdem ist das Gedicht heute mehr denn je einem begrenzten Kreis vorbehalten, nämlich in der Hauptsache denen, die es machen. Der Vorwurf, das Gedicht unsrer Tage sei zu experimentell, zu verschlüsselt, zu schwierig, zu wenig auf seinen Konsumenten zugeschnitten, ist einerseits sachlich unrichtig, andrerseits zeigt er das zeitgenössische Unvermögen, Gedichte als das zu nehmen, was sie sind: nicht handliche Ausschnitte aus Bereichen, die zu formulieren dem durchschnittlichen Heutigen an Mangel an Zeit oder artifiziellem Vermögen verwehrt sind, nicht aphoristische Weisheiten, galant chiffriert, nicht Abziehbildchen einer intellektuell oder emotionell erfahrenen Wirklichkeit, die man ins Poesiealbum kleben kann zu erbaulichen Zwecken, sondern etwas, was all das nicht ist.

Was aber ist das Gedicht heute, wenn es all das — und viel mehr — nicht ist? Das zu beantworten ist nicht möglich. Und weil die Frage — Was ist das Gedicht? — zu beantworten nicht möglich ist, ist das Gedicht noch immer möglich; denn wäre sie zu beantworten: das Gedicht wäre überflüssig, es würde sich aufheben durch die Beantwortung der Frage nach sich selbst.

In einem Zeitalter, das noch immer beseelt ist von einem oberflächlichen Aufklärungsoptimismus, wird das Gedicht dementsprechend mißtrauisch angesehen, allein deshalb, weil es durch seine bloße Existenz behauptet, daß etwas ist, was nur durch ein Gedicht gesagt werden kann — wo doch die Psychologie und Kinsey schon alles gesagt haben.

So gesehen kann man von Bingels Anthologie als von einem Risiko sprechen. Ihm selbst war das offenbar bewußt: er ist dem heutigen Trend nach Klarheit, der nichts ist als der immerwährende Versuch an der Oberfläche zu bleiben, etwas entgegengekommen, indem er die Gedichte seines Bandes thematisch zu ordnen versuchte. Hierzu benutzte er schlagwortartig Zitate aus den von ihm in „Deutsche Lyrik" gesammelten Gedichten: „Einiges ist noch zu regeln", „Wo uns die Jahre verdarben", „Die Erde bebt noch", „In der Nacht dieser Welt", „Herr, ich glaube" usw.

Trotz dieses behutsamen Versuchs der Katalogisierung dürfen wir ihm dankbar sein für seine Anthologie, denn sie rückt, dadurch, daß sie nicht nur westdeutsche Autoren vorstellt, manchen deutschsprachigen Autor in unser Blickfeld, auf den aufmerksam zu werden sich lohnt.

Hans Georg Rockemer

Ein Mann namens Charles

Chapman Mortimer, „Madrigal", Roman, 292 Seiten, Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 1961.

„Madrigal: ein kurzes Liebesgedicht; in kunstvollem imitatorischem Kontrapunkt gearbeitete musikalische Komposition für mehrere Singstimmen ohne Instrumentalbegleitung." So steht's geschrieben in The Oxford English Dictionary und in Chapman Mortimers Roman „Madrigal", der 1960 erschien, 1961 von Albrecht Fabri ins Deutsche übertragen wurde und diesen gescheit klingenden Titel verblüffend wenig rechtfertigt.

Mortimer breitet eine vertrackte Liebesgeschichte vor uns aus, die wir entweder so mißverstehen wie Bach von seinem adligen Brotgeber mißverstanden wurde, indem er Bachs Musik zum Einschlafen benutzte, oder die schlicht und zu unsren Gunsten gesagt langatmig, langweilig, wie gehabt usw. ist: Spanien, Hitze, Nichtstun, Abwarten, Lieben, Rauchen, Trinken und zuguterletzt noch ein halbwegs überraschender und pedantisch durchgeführter Eifersuchtsstodschlag mit einem hübschen Schnitzmesserchen, „. . . Josés Arm hob und senkte sich, dem Arm eines Schneiders gleich, der mit langem Faden näht."

Ein Mann namens Charles, von den das Geschehen kommentierenden Einheimischen Don Carlos genannt, bewohnt seit 6 Jahren ein Haus in einem spanischen Dorf an der Mittelmeerküste. Er scheint sichs leisten zu können, nichts zu tun als nachzudenken, traurig und periodisch verliebt zu sein, jedenfalls verkauft er nur ein einziges Mal einen Posten Zementsäcke, ohne besondere Aktivität und Anteilnahme, sicher ist er vom Autor als Antimaterieller gedacht. Just im gleichen Augenblick, da wir das Buch aufschlagen, bricht der gute Charles zum x-ten Mal, und diesmal endgültig, wie sich herausstellen wird, mit seiner x-ten Geliebten, einer Maria, die, nebenbei, ein Kind von ihm erwartet.

Dem Himmel sei Dank, schon bald taucht eine neue Möglichkeit für Mr. Mortimer auf, seinen Roman weiterzuerzählen: eine Touristin, Kia heißt sie und fühlt sich gebunden an einen verheirateten Pariser Architekten, wird vom leider sehr häßlichen José, Freund des o. a. Charles, entdeckt, um endlich, vom stolzen Spanier José unberührt, in Don Carlos Hände überzugehen. Dieser tut, was er immer mit einer Neuen tat, eine Reise mit ihr, diverse Hotelzimmer werden frequentiert bis nach Tanger hinab, aber es klappt nicht so recht: Kia fühlt sich noch immer ihrem verheiratetem Architekten verbunden und beichtet ihm brieflich. Charles verläßt sie bei Nacht und Nebel, kommt nach einer Woche in sein Dorf zurück, Kia ist schon da — und der Architekt auch.

Während der Architekt mit Maria und einem Freund einen Stierkampf besucht, besucht Kia keinen Stierkampf, sie mag sowas nicht, genau wie Charles: Verwandtschaft der Seele. Kia fährt zu Charles' Haus, der dunkle José ihr nach. Charles aber ist nicht zu finden, weil er Kia sucht. Von der eifersüchtigen Maria auf die Spur gesetzt, fahren der Architekt, Maria, und der Freund des Architekten im Mercedes zu Charles' Haus, finden hier Kia und José, lassen den Motor des Wagens laufen, damit der Autor später sagen kann: „Auf der Straße wartete mit leise laufendem Motor der Wagen.", damit der Autor seinen Kontrast hat: den brummenden Mercedes, die Maschine — die spanischen Naturgeräusche. José mißbraucht das Schnitzmesserchen Charles' und ersticht Kia, die Arme.

Selbst der Klappentext vermag uns nicht zu trösten, wenn er die nicht vorhandene Spannung der Makrostruktur der Fabel in die Mikrostruktur der Satzfolgen verlegt und behauptet, der Roman ließe sich deshalb notwendigerweise nicht erzählen. Wir glauben ihm das, nehmen aber übel, daß er trotzdem erzählt wurde. Die literarischen Taschenspielertricks des Autors, wie z. B. ein in der Diele von Charles' Haus (un)angebrachter Konvexspiegel — „er warf das Ganze leicht verzerrt, aber schärfer als in Wirklichkeit zurück" —, sind zu durchsichtig, zu plump angelegt, und die Banalität der Fabel, wenn man hier überhaupt von einer solchen reden will, geht Hand in Hand mit dem Stümperhaften im Formalen, im Satzbau, im Ausdruck. Hinter jedem Bild ist etwas notdürftig verborgen, jeder Satz beansprucht mehr als der Autor zu geben imstand ist. H.-G. Rockemer

Deutsche Literatur im Dritten Reich

Franz Schonauer „Deutsche Literatur im Dritten Reich", Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau, 1961, als Paperback DM 6,80.

Im Vorwort seines Buches „Deutsche Literatur im Dritten Reich" hat Franz Schonauer eine weitere Publikation angekündigt, welche dann „bestimmte faschistische und neokonservative Tendenzen in der heutigen deutschen Literatur" behandeln soll: die vorliegende Dokumentation hat das Zitat aus Bert Brechts ‚Arturo Ui' „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch" unter dem Titel. Die Zitatbeispiele, die jener Literatur entnommen sind, welche während des Dritten Reiches durch die nazistische Staatsführung approbiert und prämiert wurde, reden für sich selbst und erübrigen eine breitere Kritik: — „Starkem Volke ist das strengste hold" oder „Versunken und vergessen / ist all', was uns verdroß, / wenn sich die Fäuste pressen / ums blanke Koppelschloß" und anderes Gereime um „Fahne" und „Trommel", um „Magie der Viererreihe" oder „herbe Weihe" und „Reih und Glied" und endlos „Reich" sind in den Kapiteln „‚Blut und Boden' — Mythos und ‚volkhafte' Dichtung" und „Die Parteidichtung" gesammelt. Ein Nebenblick in Lyrikantologien, Romanveröffentlichungen und Festreden aus den Jahren zwischen 1933 und 1945 zeigt, daß die von Schonauer genommene Auswahl trifft — und genügt: auch ohne die Hinweise des Autors wird deutlich genug, daß hier durch staatliche Hand eine ihr genehme, ihr entgegenkommende verbrämende ‚Dichtung' hochgepäppelt und öffentlich legitimiert wurde.

Zu Recht nimmt der Verfasser sein Thema mehr politisch, soziologisch und historisch als literarisch. Schonauers als satirische Streitschrift gedachte Arbeit beginnt mit einem Abschnitt über „Die Vorläufer". Hitler selbst konnte sich bereits in seinen ersten Verlautbarungen zum neuen „Kulturprogramm" auf vorhandene Ressentiments gegen ein „offizielles Kunstgetriebe", auf eine in seinem Sinne produzierende, bisher nicht zum Zug gekommene ‚Künstlerschaft' stützen und von ihr das polemische Wort einer „Entartung der Kunst" übernehmen.

Mit dem letzten Kapitel kommt der Verfasser zum eigentlichen interessanten, weil in die literarische Gegenwart führenden Gegenstand seiner Dokumentation, zu jenen Autoren einer „inneren Emigration", welche sich zwar nicht mit dem nazistischen System identifizierten, aber mißverstanden, was es mit dem harten Schicksal einer tatsächlichen Emigration auf sich hat, und während der Zeit des Dritten Reiches, während der Kriegsjahre eine Literatur der falschen Idylle, der „ganzen, heilen Welt", eine Kunst, die sich als Refugium anbot, eine ästhetizierende Literatur schöngeistiger Reisetagebücher schufen: „Daß Carossa, Jünger und Wiechert den Ruf genossen (und ihn heute noch genießen), durch ihre Bücher dem Regime Widerstand geleistet zu haben, mag zeigen, wie vage die Vorstellungen vom geistigen Widerstand waren und wie korrumpiert der Begriff Literatur."

K.R.

Ein Meister flüssiger Darstellung

Weltdichtung der Gegenwart. Probleme und Gestalten. Von Wilhelm Grenzmann. 3., ergänzte und überarbeitete Auflage, Athenäum-Verlag, Frankfurt a. M.-Bonn 1961.

Mit 25 Verweisen im Index der Bibliographie „Eppelsheimer I" und 14 Verweisen im Index von „Eppelsheimer II" erweist sich Wilhelm Grenzmann auf der jeweiligen Indexseite (S. 501 bzw. S. 356) als fruchtbarster Autor.

Das vorliegende Buch erschien zuerst 1955 — 1961 bereits in dritter Auflage; ein erfolgreiches Buch also mit seinen 471 Seiten, in denen über sieben französische und fünf angelsächsische Dichter gehandelt wird, mit denen jeweils „ein Programm gegeben" sein soll (S. 13). In ihrer Gesamtheit aber sollen die Autoren die Alternative Christ—Nichtchrist repräsentieren. Diese Alternative nun bestimmt in dem Sinne die Auswahl, daß ihre beiden Seiten offenbar gleichstark zu Wort kommen sollen. Das glaubt der Autor zu gewährleisten, indem er drei französische Christen die zugleich Dichter sind (Claudel, Mauriac, Bernanos) und drei angelsächsische Christen, die zugleich Dichter sind (T. S. Eliot, G. Green, B. Marshall) den Franzosen Gide, Camus, Sartre, Anouilh und den Amerikanern Hemingway und Wilder gegenüberstellt. Aus diesem Gegenüber verbinden sich noch T. S. Eliot und Th. Wilder, indem sie beide die klassisch-humanistische Tradition vertreten, zu einem eigenen Zusammenhang.

Einmal ganz abgesehen von der Berechtigung der Auswahl und jener Alternative: was wird zu den einzelnen Dichtern gesagt? Die Artikel sind mit kleinen Abweichungen nach dem Schema gebaut: Biographie, Philosophie (Weltanschauung), literarische Umgebung — Einflüsse, Werkbesprechungen im Hinblick auf die in der Einleitung formulierte „Entscheidungsfrage": „Glaubst du an Gott?" (S. 14).

Im Überblick über die Literatur-Verweise im Anhang fällt auf, daß Grenzmann für die Darstellung der Franzosen durchgehend den französischen Autor Pierre de Boisdeffre benutzt (2 Bände „Métamorphose de la Littérature"; Aufsätze wie „Le Christianisme d'André Gide"), dessen Position erschließbar ist etwa aus dem von Grenzmann auf S. 468 zitierten Satz aus dem Gide-Aufsatz: „Von nun an trägt die Kritik am Christentum den Sieg über die erhabene Liebe davon". Gut also. An kritischer Einsicht ist von Grenzmann nichts zu erwarten, als was jeder nach den allgemein zugänglichen christlichen Maßstäben über ein Werk sagen kann.

Den Hauptteil des Buches aber nehmen ausführliche Darstellungen der einzelnen Kunstwerke ein, und indem sie sich als gut geschriebene Inhaltsangaben lesen, bilden sie für den neutralen Betrachter einen Anziehungspunkt des Werks: man glaubt fast eine Dimension gefunden zu haben, in welcher das Werk als Nachschlagewerk eine Funktion hätte, und erst nach energischer Sammlung wird man darauf aufmerksam, wie bereits die Inhaltsangaben in dem Sinne dienen, daß sie die Werke in einer überraschenden Simplizität vorführen, gleichsam nach Art weitverbreiteten schulischen Deutschunterrichts gewisse metaphysisch würdige Fragestellungen zur Gliederung benutzen und auf diese Weise jedes Werk gleichermaßen sich fügsam machen. Fast widerstandslos gehen die Dichtungen in die flüssige Darstellung ein, und so macht sich gerade da, wo die Darstellung am konkretesten zu sein beansprucht, die methodische Fragestellung am stärksten als neutralisierendes, nivellierendes Prinzip geltend. Wenn dann die Grundfrage an den Dichter noch umgewandelt wird in diejenige an das Werk: wie wird denn hier die Existenz Gottes bewiesen? — so wird alles dichterische Schaffen letztlich nur bedeutend durch das monotone Ja, das es nach dem Willen des Fragestellenden auf diese Frage antworten muß. So kann es dann zu folgendem Text kommen, in welchem die Sartre-Interpretation Grenzmanns gipfelt:

„Zudem: die Wirklichkeit des geleugneten Gottes bricht auch in die vom Autor geschaffenen Verhältnisse hinein. Wer in solchem Maße mit der Hölle operiert als dem Ort der Dämonen und der Teufel, nimmt sich die Möglichkeit, den Himmel zu leugnen. Und wenn Gott immerfort die Gedanken aller Menschen dieses Stücks („Der Teufel und der liebe Gott") bewegt — wie sollte das Ergebnis die „tolle Posse" sein: „Gott existiert nämlich nicht"?" (S. 264).

Ganz abgesehen davon, daß die Möglichkeit von solchen Sätzen die Grenzen der Sartreschen Dialektik eben vom begrifflichem Spielraum her aufweist, so könnte dennoch einem solchen Begriffsrealismus vollständig nur entgangen werden, wenn sich ein Dichter entschließen könnte, auf den Gebrauch christlicher Terminologie überhaupt zu verzichten. Erst indem man das Wort Gott nicht mehr gebraucht, kann mann radikaler die Berechtigung der Fragestellung leugnen, deren monotone Antwort, Gott existiert, sie selbst enthält. Diese positivistische Askese aber würde wie überall zum Verstummen des weltanschaulichen Gesprächs führen, dessen Liebhaber sich also mit solchen begriffsrealistischen Entgleisungen abzufinden haben.

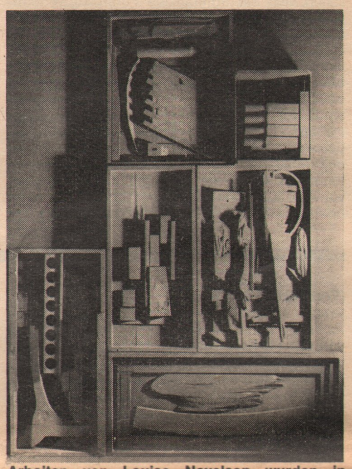
So hat also die Kritik vor der Öffentlichkeit vorsichtiger zu sein und nur zu empfehlen, daß man darüber nachdenken möge, wieso Grenzmann schriftstellerisch so fruchtbar ist, weshalb sich seine Bücher so gut verkaufen und wie beide Fakten zusammenhängen können.

Helmut Hartwig

bildende kunst

Kisten Fragmente Magie

Louise Nevelson ist 1900 in Kiew geboren, lebt aber heute in New York. Ihre monumentalen Holzwände behaupten ihre Autonomie gegen die herkömmlichen Gattungen. Sie sind gleichermaßen Collage, Wandbild, Plastik und Architektur. Architekturale Gliederung begrenzter Flächen. Der Weg dahin ist der des Bauens und Fügens. Es entstehen Konstruktionen, die bezüglich ihrer Ausbreitung allenfalls von den Abmessungen eines Museums oder Ausstellungsraums behindert werden. Louise Nevelson organisiert ihre Einzelteile in einem festen Rahmen: Kisten verschiedenen Formats werden mit Fundstücken, mit Stuhlbeinen, Schrankaufsätzen und allerhand Möbelbruch ausgefüllt und zu einem streng geschichteten Wandgebilde zusammengestellt. Die Technik, das Machen, ist simpel, das Material brutal. Das Ergebnis aber magischer Natur.



Arbeiten von Louise Nevelson wurden in der Bundesrepublik zum ersten Male in der städtischen Kunsthalle Baden-Baden ausgestellt

Der genaue Beobachter bedürfte nicht unbedingt eines verbürgten Wortes von Arp, der Nevelson „Schwitters' Enkelin" nannte. Leicht ist einzusehen, daß das Prinzip dieser strengen Gebilde das der multiplizierten Collage und Montage ist, freilich mit plastischem, voluminösen Werkstoff. Die Aufmerksamkeit des ersten Prozesses gilt der einzelnen Kiste. Ihr Leerraum wird mit den Fundstücken ausgebaut. In den meisten Fällen muß sich der Schund vom Speicher, die zahlreichen Beine von Tischen, Fauteuils, Klavieren und Vertikos, eine „Verfremdung" gefallen lassen. Vor dem Einbau wird das rohe Material eingefärbt, in der Regel stumpf schwarz, aber auch hell oder golden. Häufig sind die Bauteile geometrischer Natur, Kreise, Zylinder, Ovale (jene ovalen Bilderrahmen, hinter denen einst das Sträußchen von der grünen Großmutter-Hochzeit gepreßt lag). Die Verwandtschaft dieser Elemente mit denen des synthetischen Kubismus, mit denen Legers, ist offenkundig. Wenige elementare Fragmente werden hier wie dort zu einem strengen, rationalen Bildsystem organisiert.

Dieser Eindruck aber vergeht, und zwar dann, wenn die Summe dieser organisierten Kisten, die Bildtotale, die Fügung und Schichtung der Kisten zur Wand, ins Auge kommt. Der Anteil des synthetischen bauenden Geistes, eben noch dominant, tritt zurück. Das Gebilde erscheint „verrätselt" zu einem System labyrinthischer Architektur. Ein System aus Teilen, diese wiederum aus Teilen, Splittern, Teilen, Wer sähe nicht, daß diese Gebilde auf die verschachtelten, nicht eben weniger improvisierten Systeme des menschlichen Geistes anspielen?

Die Frankfurter Galerie Daniel Cordier, seit dem Jahresende mit dem Pariser Haus Rodolphe Stadler koalierend, stellt die Wände der Nevelson in der Zeit vom 18. Januar bis 28. Februar aus. Die Beobachter notieren, vor allem unter dem Eindruck raffinierter Beleuchtung, die Assoziation barocker Grabmäler, feierlicher Schreine. Nichts an dieser sehr ernsten Bildnerei hat irgendeine Verwandtschaft zu spätem Surrealismus oder zum aufsässigen Neo-Dada. Wäre dem so, so fänden wir mindestens in einer der Kisten, hinter Maschendraht, einen lebenden, kohlnagenden Angora-Hasen. Die Schönheit dieser Gebilde aber kommt aus einer Konstruktion, die zugleich klar ist und verschlüsselt, einsehbar und rätselhaft.

Hanno Reuther

CARL FRIEDRICH CLAUS

Notizen zwischen der experimentellen Arbeit - zu ihr

Carlfriedrich Claus, geb. 1930, lebt in Annaberg im Erzgebirge. Phonetische und graphische Textversuche. Veröffentlichungen in „movens" und „nota".

Ein „Sprechakt", – einer informiert mich mittels seiner über einen „Sachverhalt". Doch dieser sein Sprechakt, – vorerst: er informiert mich wie über den jeweiligen Sachverhalt, das Objekt, und sich, auch über ihn, den In-Formierenden selbst, das Subjekt. In den Sprechstil der Information und – mehr noch – in die ungewollten Ober- und Untertöne der Stimme, in die ungewollte Gestikulation der Worte, des

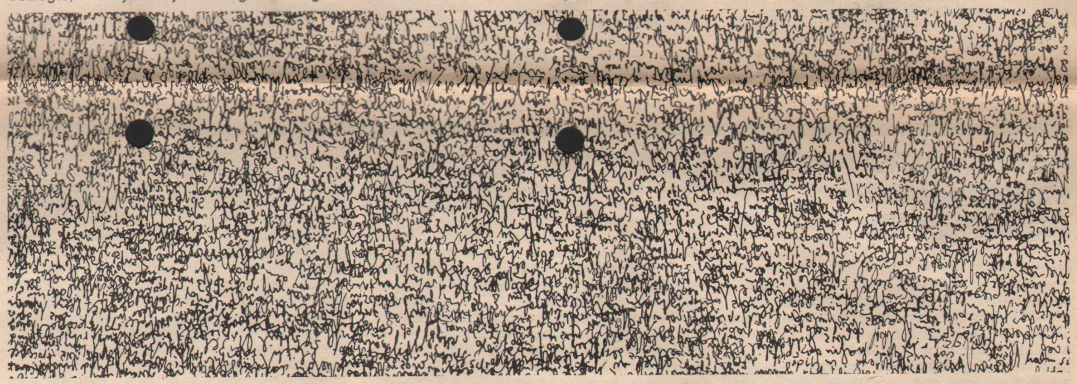
Wort-Familie, 1960

Gesichts, der Finger zwischen und neben der gewollten werden der Blick, das Gehör wie in Rückspiegel gelenkt: Teile, teils verstellte Teile des Sprechenden h i n t e r seinem informierend vorwärts, von ihm weg sich bewegenden Wort spiegelnd. Benutzt der Informator Schrift als Vehikel, Schreibschrift, informiert er mich mittels eines Schreibakts, dann erscheint im „Bild" dieses Akts, der Schrift, die rückwärtige Landschaft im Moment des „Vorwärts"schreibens wie mit in die Mitteilung hineingeronnen; gebannt; ist im Moment des Lesens stets gleich-gegenwärtig.

Das relativ objektive, von Pawlow sogenannte „zweite Signalsystem" Sprache (die Worte = vereinbarte Signale höherer Ordnung für die des ersten Signalsystems, d. h. für Empfindungs-, Sinnes-Signale usw., die sich auf das äußere und innere Milieu beziehen) und das dieses zweite fixierende Signalsystem Schrift prägt so das Subjekt, indem es dieses in den jeweiligen Sprach-, Kultur-, Gesellschafts-Kontext einbezieht, und das Subjekt wiederum prägt möglicherweise, zumindest: färbt die Sprache, Schrift, indem es sich in ihr ausdrückt, die signalisierende Objektwelt zu sprachlichen Signalverbindungen formuliert, von daher auch: umwandelt. Sprache als Zeichensystem, Kommunikationsmöglichkeit, als menschliche und vermenschlichende, dabei vielräumig-offene Materie ist in dem Augenblick, da ich mich ihrer bediene, objektiv und subjektiv zugleich. Fast deutlicher noch bildet sich dieser Sachverhalt in dem „inkarnierenden" System Schrift, der

Vibrationstext, 1959, Ausschnitt (rechts oben) (unten) Textausschnitt

Schreibschrift. (Auf die Evolutionen und Involutionen der Schriften, ihre variablen Beziehungen zum jeweiligen Sprach-, Bewußtseins-, Gesellschaftsétat, dann ihre „Expansionen" in andere, fremde Sprachfamilien, die meist mit Kulturüberlagerungen verknüpft sind, auch auf das Problem der Bildung historischen Bewußtseins erst durch schriftliche Fixierung, sei nur am Rande verwiesen.) – Denn, zum Thema, es sind da noch die „eigenen" Signalanlagen in, zwischen und auf dem zweiten Signalsystem: ihr Bemerken beim Sprechen, beim Schreiben war „the starting point" zu den Experimenten auf Tonband, auf Papier. D. h.: das subjektbewegte, subjekt-objekt-bezogene Signal-



system Sprache als aus dem Phonationssystem des Senders durch die Luft in das Gehörlabyrinth des Empfängers schwingendes Informationsvehikel strahlt nebenher materiale Eigensignale aus. Neben, zwischen und mit der eigentlichen „Information" und der Rückspiegelung. Zu den materialen Eigensignalen zählen u. a. die Impulse der Signalanlage Musik in gesprochener Rede, die Impulse der Signalanlage Graphik in geschriebener. Diese materialen „Sender" sind dem Zeichenreich Sprache immanent. Sie sind bereits im alltäglichen Sprech- und Schreib-Akt (wenn auch kaum bemerkt) in Aktion und lassen sich durch bestimmte Manipulationen derart herausarbeiten, verstärken, daß die Vehikel u. U. unterwegs umschlagen: aus „semantischen" Informationen werden quasimusikalische bzw. quasigraphische. „Quasi" – denn ihr Quellstoff ist ja eine ästhetische oder auch unästhetische, aber: s p r a c h l i c h e Botschaft. So: nach „gezielter" Reizung eines Zellverbandes im zellüberreichen Sprachfeld besprüht man, reizt, oder überzieht mit reger Stille, auf jeden Fall aber: w e c k t mit dem jeweils anders quellenden Sprachgebilde soviel Impulse, Distrikte in sich wie Punkt um Punkt möglich. Oder anders gesagt, chassidisch: man versucht, mit allen Gliedern einzugehen in den Satz; dabei wird man, indem man sich in ihn hineinbewegt, von ihm bewegt, bewegt bis in die feinsten und gröbsten Leib-Endigungen und -Beginne; durch und durch, bis ins Skelett endlich, ist man von ihm, den man durch sich erregt, erregt. Dieses Exerzitium, als antikontemplative Meditation, Meditation aus und in Tanz aller Glieder, Knochen leitet das eigentliche Experiment ein: den Start, dann Austritt des leibhaftigen Informationsvehikels aus dem semantischen Schwerefeld in freie Zwischenschwebung, mit Beobachtungs-, Les-Möglichkeit von verschiedenen Sinn-Warten aus; oder auch: Austritt, Schwebung und Eintritt: in das purgraphische oder das Laut-Schwerefeld. Aber während des Exerzitiums noch, nach hypnotischer Starrheit, Katalepsie, brach die motorische Sprachfigur antizipierend auf: als Wirklichkeit, die, wirklicher als die ungebrochene, nun potenziert fast, zerfällt, noch mehrmals bricht. Die Fugen-, Gang-Welt der Sprache, eine psychische, aber ebenso mentale Höhlenfauna, ein höllisch Stockendes in ihr, erscheint. In diesem Moment, darüberliegend gleichsam, wurde die „normale", die abkürzende Automatisierung des Sprachvollzugs durchbrochen. Vom motorischen und – durch Selbsthören fast im selben Augenblick aktiven – sensorischen Sprachzentrum aus werden die Erinnerungszentren der anderen, differenten Sphären innerviert; Erregungsübergriffe; Irradiation des sprachlichen Reizimpulses. So daß wohl die mit dem betr. Sprechgebilde bezeichneten Engramme des ersten Systems deutlich evoziert werden –: optische, akustische, Riech-Erinnerungen usw., alle umlagert von überwiegend emotionalen Phänomenen aus dem inneren Milieu, – wie auch die optischen und – bei Sprechunterbrechungen – akustischen Elemente (besser: die mnemischen Spuren dieser Elemente) des zweiten Signalsystems selbst, in ihrer sich voneinander abhebenden Gestalt. Es durchdringen sich aufgerufene Viel-Sinnigkeit des Bezeichneten mit dem in seine phosphoreszierenden Elemente zerfallenen Bezeichnenden; die einzelnen Sprechklänge steigen blasig in dem was sie zusammenhängend trugen, aus dem Bildarsenal hervorriefen, auf und pendeln – Buchstaben – in wechselnder Plastik vor und in ihren Erinnerungskomplexen.

Dieser Scheitelpunkt der Übung findet die materialeigenen Impulse des Signalsystems Sprache, das jetzt zersetzt zwischen und in seinen aufgerufenen Bedeutungen geistert, um ein vielfaches verstärkt; sie sind es, die Cortex Arme Larynx Beine Phallus, mich selbst als zusammenhängende Information, vielfach zerfällen: in ein Diskontinuum aus Sinnes-Lauten und -Lettern mitten im organismischen Kontinuum; in Widerspruch zu ihm. Das ist das Ende des Exerzitiums, der Beginn des Experiments. Das anfängliche Sprachgebilde, psychosomatisch tingiert jetzt, in mir zerfallen wie ich in ihm, wird aus der inneren Gelöst- wie Gespanntheit, die das Exerzitium schuf, in die Welt der Objekte gestartet. Es kann sich während seines Flugs, meiner Arbeit an und mit ihm, noch weiter, bis zur Unkenntlichkeit verändern – vielleicht in ein Signalement eines Unbekannten, also Kenntlichmachung werden, eines „anderen".

Das Gebilde tritt zögernd – durch erlernte, objektive, doch subjektdurchsetzte Schreibbewegungen der Hand, vom Schreibzentrum der Rinde gesteuert – auf Papier auf. Angenommen, modifiziert oder zurückgewiesen wird es nun sofort vom Schreibmaterial: Feder, Pinsel, Tusche, Farbe, Papier. Mannigfaltige Widersprüche bereits in und zwischen der inneren Rede, dem ersten Schriftzug, dem Schreibmaterial (der harten, widerständigen Feder etwa, mit schwarzer Tusche das Papier – hart, kalt, weiß – berührend) entstehen, Zu- und Abneigungen. Sich ihrer bewußt, auch affektbewußt zu werden, ist das erste. Dem an schließt sich das Innewerden einer fundamentalen Kollision, eines Grund-Streites, Kampfs: zwischen der gedanklichen Rede, die ich in mir umgehen lasse, die geteilt, als elektrische Impulse, durch Zellen, Gefäße, Muskeln spukt, schließlich durch die Hand herausschlängelt oder adlerhaft aus ihr niederstößt – und dem Niederschlag, der schriftwerdenden Rede. Denn dieser Niederschlag stimuliert nicht nur das Denken, derart, daß dieses von ihm – als seiner gefrorenen Bewegung – fortgesetzt sich präzisierend und fortsetzend ab und weiter ins Weiß springt, sondern er strahlt plötzlich auch rein graphische Signale zurück in die Rinde, Signale, die drängen, untereinander Liaisons einzugehen, graphische Assoziationen zu bilden, über oder unter die ihnen quasi aufgezwungenen phonetisch-semantischen hinweg. Die Niederschrift, schreibende Entwicklung einer Sprach- bzw. Sprechfigur gebiert so ihren eigenen Widerspruch: die Tendenz der Schreib-Spuren Spuren-Figur zu werden, sich zusammenzuschließen gegen die Sprach-Figur. Schreiben wird dialektischer Prozeß. Kampf. Wohlgemerkt: nicht von außen hineingetragener, abstrakter, sondern aus dem Bewußtwerden des Schreibens selbst resultierender Kampf. Der Beginn jedes Blattes ist ja nicht „abstraktes" Schreiben an sich, sondern Schreiben außer sich: Fixierung einer bestimmten, im vorbereitenden Exerzitium mit allen Säften des Organismus tingierten inneren Rede. So daß aus eben dieser sprachlichen Figur, die absinkt auf, getragen wird von Schriftzeichen – von entzündeten rückwärtigen Emotionen durchtrieben –, aus ihrem fortschreitenden Inkarnationsprozeß also, der zugleich Vorantreiben ihrer selbst ist, ihre genaue, zu purgraphischer Figurbildung drängende Antithese sich entwickelt.

Sich selbst spaltet man während des Schreibens: in ein sprachlich informierendes und – rückwirkend – informiert zur weitertreibenden „Erwiderung" gezwungenes Ich, und, weiter, in eines, das auf die heftigen, den optischen Rezeptor reizenden graphischen Signale der schrifteigenen Sendestationen reagiert: so daß das Schreibzentrum jetzt nicht nur vom Sprach- sondern auch vom optischen Feld her erregt, mit beiden gekoppelt wird. – Der Wege, die das Experimentieren schlägt, und die progredient mit neuen Experimenten weitergetrieben sein wollen, sind viele; jedes intensiv durchgeführte, gelungene ist voll von vorher nicht oder präexistent gewesenen, in Existenz drängenden Chiffern, voll von überraschenden Botschaften, Aufforderungen, Zweifeln, Absprungpunkten zu weiteren.

Startpunkt ist, wie gesagt, stets eine subjektiv-objektive, mit mir erfüllte Sprach-Schrift-Figur. Daran an schließt sich: Bewußtwerdung der je anders antithetischen Schriftsignale. Dann: innere Ensemblebildung während der Arbeit; durch energische Ausbreitung des Gedanken-Verbundnetzes im Körper und seinen Anschluß an die feinmotorischen Vorgänge in der schreibenden Hand, mit ihrer Sensibilität sowohl für Schwankungen der emotionalen Innentemperatur wie für die Rückstöße des Scheibenmaterials und des Geschriebenen.

Dabei etwa, unter ununterbrochener Impulsabgabe des Sprachzentrums, von den (der Handschrift eigenen) graphischen Signalen gesteuerte, quasi duktusgekoppelte polyrhythmische Häufung, Mehrung der Vehikel: bis zu Knotenpunkten, Umschlagstellen, die die alte – das wortewimmelnde Blatt – in eine neue Qualität verwandeln: in ein vibrierendes Blatt. Oder: totales bzw. partiales Verwachsen der unter semantischen Informationsbeschuß stehenden Zeichen mit sich selbst als graphischen Botschaften, oder mit anderen, ihnen entsprungenen. So daß am Schluß des Blattes eine Information von anderswoher, – dem verzehrten weißen Papier – auftaucht. Bei totalen Verwachsungen sind These wie Antithese in dieser „anderen Botschaft" aufgehoben, aus ihr nicht mehr herauslösbar. Bei partialen zittern viele empfindliche Schrift-Zeichenfäden noch zwischen den dichten anderen Botschaften, wie Relikte . . .

Oder man läßt Sätze, Worte, sprachliche Informationen metamorphotisch in rein optische Bezugsfelder hinein sich entfalten . . . Usw.

In mancher Hinsicht parallel mit diesen Schreibschrift-Experimenten verlaufen die wuchernden, vegetativ-orientierten Laut-Verschlingungen, -Auflösungen, -Schichtungen auf Tonband; auch Sprechen wird hier dadurch dialektischer Prozeß, daß die Laute als distinktive Klang- bzw. Geräusch-Sender bewußt werden,

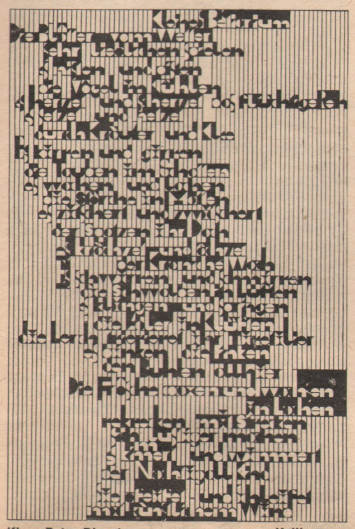
Fortsetzung Seite 10

ROLF-GUNTER DIENST

Kalligraphische Grammatik

1

In unvorhergesehenem Maße hat auf moderne Kunst und Literatur die Kalligraphie Einfluß genommen, indirekt auch auf die Musik. Actionpainting und informelle Malerei, die Ablösung des Buchstabens von dem klassizistischen, orthodoxen Druckbild, ergaben neue Möglichkeiten der Bild- und Sprachartikulation, erforderten relativierende Maßstäbe, die eng mit der Kalligraphie verquickt sind. Der Buchstabe wurde Motiv in der modernen Malerei — und selbst Dada ver- und vollendete nicht alles. Autonome Lettern nehmen Platz im ästhetischen grauen, mit Buchstaben stramm gespannten Raum der Sprache. Die Anordnung, Wortzerätzung, Kombination, Verschiebung, Multiplikation des Buchstabens führte zu verführerischen oder zu verspielten und grotesken Mitteln einer neuen Dichtung.



Klaus-Peter Dienst Kalligramm

2

Seit Jahrtausenden beheimatete China und Japan die Einheit von Malerei und Dichtung in seiner Kalligraphie. Die organische Abstraktion eines Soulage, Mathieu, Hartung, Michaux, Tobey, Degottex, Hugo Claus kennt die Ästhetik dieser ostasiatischen Kalligraphie: Daß eine schöne Form, schön ausgeführt werden soll. K'ai-Shu (Regular style), Hsing-Shu (Running-style) und Ts'ao-Shu (Grass-style)' finden sich als Verhaltensweisen in der heutigen Malerei. K'ai-Shu, eine Mischung aus Präzision und Balanceakt erfährt nur durch die Individualität des Kalligraphen eine Verfremdung, die meist technisch bedingt ist.
Durch lockerere, flüchtigere Handhabung des Werkzeugs ergab sich eine Quasi-Kurrent-Schrift (Running-style), ausgezeichnet durch exakte Geschwindigkeit. Die Rohrfeder (Grassstyle) labilisierte den Prozeß. Nicht mehr die handwerkliche Meisterschaft allein bestimmte das Schriftbild, sondern jetzt auch die kultivierte Individualität des Kalligraphen. Durch den verkörperten Bewegungsvorgang lassen sich hier die ersten Beziehungen zum action-painting herstellen. Das Dripping von Jackson Pollock — seine Tanzschrift — findet die Entsprechung in der Spotanität der Handbewegung, die im Gegensatz zu der Malweise jedoch noch an das Zeichen gebunden ist, und ihm nur eine beschränkte Verfremdung zukommen lassen kann.

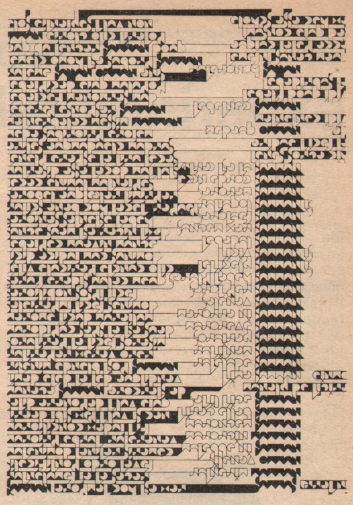
3

Schriftzeichen, die als Realitätssymbole zu Chiffren werden[2], halten sich jedoch fern vom emotionellen Psychogramm, das keine Kalligraphie ist. So finden sich die Schriftzeichen als Realitätssymbole in Bildwerken moderner japanischer Malerei, die dem Informellen oder dem action-painting verpflichtet sind[3]. Die japanische moderne Malerei nach dem zweiten Weltkrieg — ohne die historische Entwicklung europäischer Künstler — wäre sonst auch undenkbar, denn Teshigahara, Tabuchi, Sukizi, ebenso wie Insho, Imai, Saito oder Sato leiten ihre Malweise von der kalligraphischen Tradition ab.
Die japanische und chinesische Kalligraphie, die im wahrsten Sinne des Wortes eine „art du signe" zu entwickeln wußte, fand dann auch in der organischen Abstraktion ihren Niederschlag; und Mathieu sowie Michaux bedienten sich nicht zuletzt der japanischen Schreibtechniken.
Bei Jean Degottex spricht Rolf Wedewer von derselben Erscheinung. „Das strukturelle Gefüge wird deutlich in der Feststellung, daß die Zeichen niemals auf dem Grund stehen, sondern in einem Raum verlaufen, dessen Leere eine nur scheinbare ist, weil er in Wirklichkeit von den Spannungen der Rhythmik erfüllt ist."[4] So wird wie in der Kalligraphie die Möglichkeit gegeben, das Bild des einzelnen Bedeutungszeichens gemäß den persönlichen Empfindungen des Schreibers (Malers) umzuformen, wodurch sogar eine Interpretation des Inhalts erreicht werden kann (siehe die abgebildeten kalligrammatischen Schriftbilder von Klaus-Peter Dienst). Das Zeichen gebiert den Inhalt. Und ebenso entsteht eine formale Analogie zwischen Gestik und asiatischer Schrift.

Die „Linienschrift als Werkzeug"[5], die Technik der sumi-ink, wie sie sich bei Mark Tobey findet, wirkt dann wie eine Kunst der Gestikulation und Demonstration, entwickelt aus dem Grundstoff kalligraphischer Attitüden.

4

Als grammatikalische oder phonetische Kennzeichnung fand dann auch die Kalligraphik Eingang in die Literatur. Der „Buchstabe war nicht mehr die Hure des Gedankens" und bestimmte wesentlich die Erhellung des Ideengehalts der Dichtung. Von der Silhouettenlyrik im Barock bis hin zu den Sprachgesten von Hans G. Helms wird der Buchstabe, durch seine Anordnung im grafischen Raum als strukturelles Element verwandt. Hier wollen die Dichter versuchen eine Trennung zu ziehen zwischen visueller Notiz und Text, bezeichnen sie ihn doch als autoritäres Gebilde, das von der Grafik unabhängig ist, sich ihrer nur als unwesentlichen Hilfsmittels bedient. Sie schaffen jedoch eine „Kalligrammatik" der Poesie, die Lesedynamik lenkt.
Schon Isidore Isoù — der Großvater des heutigen „Lettrisme" — schreibt in einem Traktat: „Die Zentralidee des Lettrisme geht davon aus, daß es im Geiste nichts gibt, was nicht Buchstabe ist oder Buchstabe werden kann"[6] und Franz Mon bestätigt eine bildlich-schriftliche Vergegenwärtigung[7]. Apollinaire fertigt, ebenso wie die Autoren der Figurengedichte im Barock, aktuellster Barock durch den Beatnik Gregory Corso in seiner Ode „The Bomb"[8], Kalligramme (Calligrammes 1918) und durch ihn besonders ist der Konnex Dichter-Maler gekennzeichnet, der sich nicht scheut Ideen und Terminologie der Malerei einzubeziehen und sie selbst der äußeren Form der Gedichte angedeihen zu lassen. In der Nachfolge Apollinaires organisieren u. a. Emmett Williams, Claus Bremer, Eugen Gomringer, Franz Mon, Diter Rot die von der Zeile befreiten Buchstaben auf der Fläche. Die Einbeziehung „neuer Realien der technischen Zivilisation" wie sie Apollinaire fordert[9], führen zu einem Kombinationsschema, zu Buchstabenassoziationen, wie sie in der konkreten Poesie am puritanischsten auftreten.
So schreibt noch 1958 Eugen Gomringer über seine Konstellationen: „Unter Konstellation verstehe ich die Gruppierung von wenigen, verschiedenen Worten, so daß ihre gegenseitige Beziehung nicht vorwiegend durch syntaktische Mittel entsteht, sondern durch ihre materielle, konkrete Anwesenheit im selben Raum. Dadurch entstehen statt der einen Beziehung meist deren mehrere in verschiedenen Richtungen, was dem Leser erlaubt, in der vom Dichter (durch die Wahl der Worte) bestimmten Struktur, verschiedene Sinndeutungen anzunehmen und auszuprobieren. Die Haltung des Lesers der Konstellation ist die des Mitspielenden."[10] Die Ausnutzung des Leserraumes verursacht eine neue Symbolik und Dynamik, verändert die Denkmotorik und liefert einen für die Artikulationen wichtigen Sprechplan, durch Verwendung von typografischen Kalligrammen.



Klaus-Peter Dienst Kalligramm

5

In den abgebildeten Kalligrammen von Klaus-Peter Dienst werden die Buchstaben elementarisiert und textanalog dient dieser graphische Elementarcode zur Verschalung des Gerüstes der Poetik. Wie die fließende Schreibbewegung formen sich konstruierte Elemente, Dreieck, Kreis, Rechteck, in positiver und negativer Korrelation zu einem Schriftbild, das interpretierend für den Inhalt des Textes genommen werden muß.

Anmerkungen:
1 Nach Chiang Yee, Chinese Calligraphy, Methuen & Co. Ltd. London, 1958.
2 Nach I. Schaarschmidt-Richter, Japanische Kalligraphie der Gegenwart in „Das Kunstwerk" 5–6/XV, Ägis-Verlag, Baden-Baden, 1961.
3 Siehe: Art Actuel Du Japon, XXXe Exposition Biennale Internationale des Beaux Arts, Venise, 1960, Conseil D'Art International.
4 Rolf Wedewer „Jean Degottex", Blätter + Bilder, Nr. 14, 1961.
5 Julia und Lyonel Feininger in Mark Tobey, Ausstellungskatalog, herausgegeben von der Galerie Beyeler, Basel, 1961.
6 Isidore Isoù, Bilau Lettriste. In: „Fantaine", Paris, Oktober 1947.
7 Franz Mon: Artikulationen, Movens, S. 111, Dokumente und Analysen zur Dichtung, bildenden Kunst, Musik, Architektur, in Zusammenarbeit mit Walter Höllerer und Manfred de la Motte herausgegeben von Franz Mon, Limes Verlag, Wiesbaden, 1960.
8 Gregory Corso: „Bomb" in Junge Amerikanische Lyrik, herausgegeben von Gregory Corso und Walter Höllerer, Carl Hanser Verlag, München, 1961.
9 Guilleaume Apollinaire in der Programmschrift L'esprit nouveau et les poètes, 1918 in Mercure des France erschienen, zitiert nach Gustav René Hocke, Manierismus in der Literatur, Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst, Rowohlts Deutsche Enzyklopädie, Band 82/83, Hamburg 1959.
10 Eugen Gomringer zitiert nach „Material 1", Darmstadt, 1958, aus Movens (s. Fußnote 7).

Notizen zwischen der experimentellen Arbeit - zu ihr

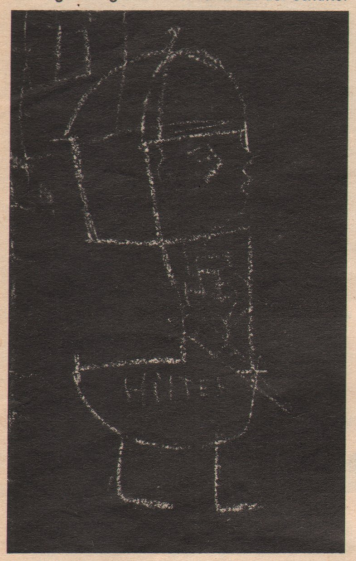
Fortsetzung von Seite 9

ihre sur- und sous-semantischen gegenseitigen Zu- und Abneigungen, ihr quasimusikalisches Triebleben. Doch darauf einzugehen, führte in diesem Zusammenhang zu weit.
Extremen Gegensatz aber zu den Schreibschriftgewächsen und -vibrationen stellen die Experimente mit isolierten Maschinenlettern dar (in etwa parallel dazu die isolierenden, konstellativen Artikulationen und Surartikulationen auf Band). Die feinmotorischen Aktionen beim Tippen erstaunt sein. Man veranstaltet tels Zehnfingersystem unterscheiden sich von denen beim Niederschreiben der gleichen Botschaft grundsätzlich: sie ähneln viel mehr der Motorik beim Anschlagen der Klaviertastatur; nur, eben, daß da das Schaltwerk umgestellt: von einer anderen Leitstelle aus bedient wird. Hat man das Zehnfingersystem erlernt, ist dieses Tasten-Finger-Merkfeld ins Unbewußte abgesunken, zu einem „dynamischen Stereotyp" geworden: so wird man bei einiger Nachdenklichkeit bald über diverse Merkwürdigkeiten beim Tippen erstaunt sein. Man veranstaltet etwa ein kleines Blindschreibe-Exerzitium ohne Maschine, tippt seine Gedanken in Gedanken in die Luft. Nicht nur daß man dabei, hat man die Tastatur nicht wie gewohnt als Widerstand unter den Fingern, erfährt, wie sehr Finger und Tastenfeld gekoppelt sind (da man die Letern-Tasten-Positionen plötzlich in der Luft — s u - c h e n muß, und dadurch den Vorgang etwas anhebt, aus dem Unbewußten hoch), — sondern auch, wie intensiv dieses zwischengespannte Tasten-Merkfeld sie zerlegt, die aus dem Sprachzentrum kommenden semantisch-ganzheitlichen Impulse: in Einzelbuchstaben. Der innere Mechanismus Maschineschreiben tritt als Lochsystem ins Bewußtsein, durch das die innere Rede zerteilt — jeder Buchstabe durch sein Loch — gejagt wird. Genauer: jeder Buchstabe durch sein Loch im drei- (bzw. mit Ziffern vier-) zeiligen Loch - F e l d. In die Finger. Und, durch die Anordnung der Typenhebel, wieder zusammengefügt: zur einzeiligen, jetzt „äußeren" Rede. Doch gerade diese die auf das Feld verteilten Anschläge zur einzeiligen Letter-nach-Letter-Niederkunft umlenkende Mechanik geht unserem Luft-Tipp-Exerzitium ab. Es evolviert aus dieser Übung eine imaginäre Schreibmaschine mit F e l d - Niederkunft der Lettern, d. h.: Anschlag- und Aufschlag-Position sind (auf vier „Zeilen" verteilt) adäquat. Man schlägt darauf eine sprachliche Information völlig korrekt auf dem Tastenfeld an: und sie schlägt auf dem imaginären Papier genau so auf, d. h. so, wie und wo man die Tasten abdrückte. Als mit jedem Anschlag um eine Stelle vorrückendes, aber: F e l d. Rebus. Ja, aus der auf das Tasten-Feld geschlagenen semantischen Mitteilung wird Mitteilung der Tasten-Anschlags-Positionen. Statistisch interessantes, semantisch kaum lesbares Kreuzundquer-Vorundzurück-Sprungrätsel. Denn ganz nebenher überraschend veranschaulicht das Tastenfeld ein weiteres: nacheinander angeschlagene Lettern müssen nicht nebeneinander stehen; Sprünge zwischen Zeit und Raum; zwei aufeinanderfolgende Zeitpunkte eines Prozesses oder einer Evolution können räumlich weit auseinanderliegen, nebeneinanderliegende Raumpunkte zeitlich weit voneinander entfernt sein; temporales Vorwärtsschreiten wird räumlich sichtbar als Vor-, Zurück-, Quer-, Kreuz-, Nieder-, Auf-, Zurück-, Vor-Springen usf.
So ist es von diesem Exerzitium, das dem Hoch-, Zurück-ins-Bewußtsein-Heben des Tasten-Merksystems entsprang, nicht weit zu Experimenten mit der Maschine, eben aus dem Erfahren ihrer ihr eigentümlichen Signale. Ein neues Zeit-Punkt- und Punkt-Zeit-Bewußtsein entsteht, das einlinige Vorwärtsschreiten der Lettern wird durch das Erleben des Tippens selbst unter- und durchbrochen; die einzelnen Lettern-Anschläge werden als: Raum um sich breitenden und je anderen fordernde Zeitpunkte erfahren. Die durch differente Zwischenräume voneinander isolierten Lettern schlagen aus der semantischen Botschaft heraus eine andere auf: sie beginnen s i c h zu nennen. Im Optischen fußende, ins Akustische ragende Mikro-Informationen, die sie sind.
Ein „o" etwa: optische Darstellung, Zeichen für eine Reihe einander ähnlicher Laute, der o-Laute. Aber gleichzeitig spezifischer optischer Wert: Kreis bzw. Ellipse. Die Experimente mit Maschinenlettern werden so Experimente mit Fertigteilen, bereits an sich „dynamischen" oder „statischen". Jede einzelne Letter hat ihren bestimmten Richtungswert, ihre spezifische optische Tendenz. Der nächste Augenblick aber zeigt diesen visuellen Reizimpuls als bis ins Hörsystem „durch dringenden"; d. h. die Erregungswelle pflanzt sich über das optische Erinnerungsfeld hinweg in das akustische fort, löst da die L a u t - Erinnerung aus. Jetzt retour auf das Lautzeichen, die lateinische Letter blickend, hört, sieht man die Differenzen in der erlernt verknüpften (lateinischen) Letter-Lautung, Laut-Letterung; die Spannungen, Risse, Zusammenfälle; man nimmt das dissonante, teils aber auch harmonische Verhältnis zwischen Laut und „seiner" Letter wahr; wie, man möchte sagen, verschiedenfarbige, unterschiedlich geformte akustische Auren oder Aureolen bewegt sich jeder Laut mit oder ohne Abstand um seine Letter herum, steht über, neben ihr, berührt, sengt sie, möchte sie aufsaugen, ausstoßen . . . Und die g e g e n s e i t i g e n Laut-Sympathien und -Antipathien, wie oft reiben sie sich mit den optischen Neigungen ihrer Lettern! Über oder unter einem optisch konstruierten Buchstaben-Bezugssystem können die Lautaffekte grundandere, „okkulte" Verbindungen eingehen, der Optik widersprechende. (Doch der Verfolg dessen, wie die Untersuchung der Phonetik/Schrift-Relationen bei den so differenten Begriffs-, Silben-, Laut-Schriften überhaupt, sowie der Relationen dieser zu den von sowjetischen Wissenschaftlern jetzt sichtbar gemachten internen Bewegungen beim Sprach-Denken, ist eine — auch künstlerisch-experimentelle — Aufgabe für sich.)
Kehren wir zurück; die Lettern drängen, wechselseitig in Fühlung zu kommen, aneinander zu sich selbst als „Individualitäten" zu erwachen. Ihren „Raum", den Bogen Papier, wahrhaft zu ihrem Existenzfeld zu machen, ihn zu wecken: durch ihr Auftreten. Begegnungen im Raum. „Schicksals"-Bildung, Begegnungs-Figurationen, Lettern-Gemeinschaften, Gruppen, Kollektive, Schicksals-Figuren entstehen, optisch- oder phonetisch-seriell komponierte Felder. Felder, Figuren, Figurationen, — Resultate eines je verschiedenen Hergangs, die den Hergang selbst, das kreuzundquere, „schicksal"bestimmende Nacheinander des Lettern-Erscheinens nicht mehr erkennen lassen. Der springende Kon-Stellierungs-Vorgang ist zum Zugleich einer Punktfigur geworden, einer Konstellation, Buchstabenfigur, die als Zugleich zugleich das Lauterinnerungsfeld reizt, punkttönig aufblitzen läßt, vielpunktig. Vielleicht mit Wert-, Gewichts-Verschiebungen, akustisch-libidinösen Differenzen, doch als: Zugleich, vorerst zumindest.
Der tickende, von Letter zu Letter anderstönig und immer mehrstimmiger tickende Prozeß der Konstellierung selbst aber?
Freilich, auch die — vom Leser her gesehen — „primäre" Gleichzeitigkeit einer Konstellation fordert, aufgelöst, gelesen, in ein vom Betrachter abhängiges Nacheinander gebracht, von ihm übertragen zu werden in seinen variablen, ihm eigenen Zeitlautraum. Doch diese Forderung: nach Kon-Stellierung der Konstellation durch den Betrachter ist nur, wenn auch wichtige, Partialtendenz q u e r zur Gesamttendenz, dabei sozusagen auf der Stelle tretende; — alles tritt bei genauerem Hinsehen auf der Stelle, bleibt an Ort und Stelle: die gesamte Konstellation. Sie zittert; jede Letter zittert, knistert. In fast jeder brennt die eine Tendenz: weiterzutücken, in ihre Richtung weiterzuschreiten. In der Zeit. Raumbildend. Ihr Schicksal an und mit anderen zu bilden. Oder zu lösen. Zeitbildend. Hat man dieses Drängen nach Weiter-, Fort-Bewegung gespürt und gibt ihm nach, so gerät man hinein in die Buchstaben, ihren Triebmechanismus.
Die Konstellation oder Schicksalspunktfigur erscheint als das, was sie im Grunde ist: Schnittfeld eines umfassenderen Prozesses; Ausschnitt; Phase. Und mit ihr ihr Existenzfeld, der mit der Konstellation vermittelte Schreibmaschinenbogen: Auf- und Absprungfeld. Die Buch-Tendenz-Staben stellen mit jeder Bewegung eine neue Situation her, artikulieren mit jedem Schritt ihr Existenzfeld neu: Blatt um Blatt. Das Existenzfeld Blatt wird Flächen-Raum-Moment einer sich von Flächen-Raum-Moment zu Flächen-Raum-Moment, von Blatt zu Blatt aufsetzenden und abstoßenden Prozeß, Zeit-„Gestalt". Einer Prozeß-Gestalt, die, meist, aus mehreren besteht, polyphon sich entwickelt. — Dabei sind anarchische, wuchernde, eigentlich: Zeit-Ungestalten möglich, auf der einen Seite, — auf der anderen mathematische, Zeit-Regelfelder, die eigentlichen „Gestalten". Dazwischen: wechselseitige, dialektische Relationen beider, des — anders ausgedrückt —: Subjektiven und Objektiven gegen- und zueinander: dramatisch-widersprüchliche Prozesse bildend.
Derartige Gebilde aus und in Zeit wollen als Zeit- wie als Raum-Gebilde aufgefaßt und gelesen sein, wie die einzelne Phase so die gesamte Phasen-Gestalt; d. h. als: Nacheinander und: Zugleich. Das Erfassen der beim Nacheinander-Lesen, Blättern sich konstituierenden Nacheinander-, Prozeß-, Zeit-Gestalt m i t e i n e m B l i c k, d. h. als Nebeneinander-, Zugleich-, Raum-Gestalt wird ermöglicht durch Aufzeichnung der Phasen auf transparentes Material.

CHRIS BEZZEL

VÖGEL IM VIERECK

sah ich ich sah genommen geworfen ich sah montag im oktober am morgen ich ging im nebel den spaten über die schulter gelegt ge nommen geworfen am mittag ich ging ich sah ich ging ohne mich umzudrehen ich kam im nebel ich sah die vögel am ufer schwarz und erfroren sah ich den herbst sah ich sah ich nahm das brot und schollen genommen ge worfen am montag im nebel am ufer entlang die vögel am grauen ufer rund auf der schulter



das holz den spaten im nebel die erde am ufer umgestochen bei frost sah ich brot sah das schwarz sah die vögel am nachmittag brot in der hand im nebel im herbst am ufer das brot nahm das brot ich sah ich brach ich am ufer am fluß das brot nahm brocken für brocken den spaten in die erde gestochen am ufer ich tauchte das brot ins wasser im herbst sah die vögel ich aß die brocken ins wasser getaucht bei frost grub ein loch stach ein viereck im herbst in den grund warf scholle für scholle im herbst aus dem grund sah die erde die schwar ze erde die vögel die schwarzen erstarrten vö gel am nachmittag sah ich sammelte ich die vögel am ufer entlang genommen geworfen am montag im nebel entlang nahm vogel für vogel im herbst bei frost warf vogel für vogel ins loch am nachmittag ohne mich umzudre hen ich sah ich hörte das schwarze fleisch sah krallen die krallen erstarrt die gelben schnäbel bei frost in der grube am ufer des flusses genommen geworfen sah grau und grau und grau den fluß die brocken das brot das ins wasser getauchte brot im munde langsam kau end im grauen oktober am fluß sah ich vogel für vogel genommen geworfen ins viereck der grube am fluß ohne mich umzudrehen sah vo gel auf vogel auf vogel geschichtet sah gelb und schwarz die schnäbel die federn die frost augen schwarz und grau sah den fluß nahm den spaten zog den spaten aus der erde ich sah ich warf die schollen ins loch warf scholle für scholle ins loch auf schwarzes fleisch be deckte das fleisch mit den schollen bei frost ohne mich umzudrehen am ufer am fluß sah wasser sah nebel genommen geworfen ich sah ich kaute die nassen brocken im nebel am nachmittag montag im oktober

MARTIN GREGOR-DELLIN

TOMBOLA

Da begibt sich also der Mann unter den Abfall von Alltagslauten, die den Tag im Innersten undurchsichtig machen, durchschneidet mit seinem schwachen Schatten (der Tag ist sonnenlos) das Spülicht und scheitelt die schnell verblassende Spur von Gängen, die nichts anderes zusammentragen als ein wenig Gerümpel, Enttäuschungen und nicht entbehrliche Nahrung. Wie wenig vermutet er in diesem Augenblick, eine Erschütterung könnte sich ihm aus all dem zusammenbrauen.

Er überschreitet die Straße nahe der Kreuzung, oder hat nur diese Absicht: denn, während er sein Haar noch einmal strählt, erblickt er ein Fahrzeug, das von außen vorgibt, gewöhnliches Beförderungsmittel zu sein, Ersatz und Beschleuniger für jene schnell verblassende Schrittspur auf den Gehsteigen, die der Mann um ein geringes vermehrt hat. Das Fahrzeug nähert sich. Ein plätschernd-behäbiges Geräusch entspringt der Berührung von Reifen und nassem Asphalt. Noch scheint es, als befänden sich Menschen da hinter den doppeltürigen Seitenwänden des Gefährts, eine Frau vielleicht, in den Pelz des Kragens weit zurückgelehnt, Augen vom Rücksitz ins Irgendwo, oder zwei Reisende, deren ganze Aufmerksamkeit eingeschläfert ist durch Sicherheit und Vertrauen, die der sanft lenkende Chauffeur einflößt. Der Mann nun (das linke Bein noch zurückgestreckt zur Gehsteigkante, als käme von daher aller Halt) beobachtet, solange er noch warten muß: er bemerkt Hochgerecktes im Rücksitz des Wagens (dieser Wagen ist kastenförmig verlängert) — sind es nun aufmerksam vorgebeugte Beamte, ist es jene Frau, hinter deren schlankem Hals der Kragen weit heraufgeschoben klafft? Die letzte Sekunde, nur diese eine Sekunde des Vorüberfahrens gewährt Einblick: der Mann erkennt etwas Weißes, eine Schar von Gänsen, ihre nach vorn gebogenen, streng erhobenen Hälse, verteilt über den Hintergrund des sitzlosen Innenraums.

Der Mann — immer noch am Beginn seines Ganges — nimmt das linke Bein nicht sogleich von der Kante des Gehsteigs, als der Wagen um die Ecke gebogen ist, hinein in einen plötzlich aufschwellenden Wind, der das gemischte Georgel der Karussels und die unverständlichen Anpreisungen der Ausrufer heranpeitscht. Der Mann hält vielmehr die Blicke gesenkt, achtet nicht auf den Verkehr, so daß ein Radfahrer nur knapp an seinem Fuße vorbeigleitet; er wiegt das Haupt, erliegt einem Anflug von Lächeln und beschwört, während er nun fast mechanisch achtgebend die Straße quert, eine Reihe rasch folgender Vorstellungen herauf. Die kapitolinische Schar der Tiere, schwebend und angenehm befördert. Eine gewisse Hoheit im Vorwärtsblicken; denn der Mann hatte schnell und genau erfaßt, daß sich kein einziger Schnabel rückwärts wandte. Freundliche Natur, geschnatterte Laute, von dem glitschenden Geräusch der Reifen übertäubt . . .

Dies also ist es — dies und die Überraschung, daß es nicht die erwarteten Reisenden gewesen waren —, was den Mann begleitet auf einen jener Gänge, die sehr wenig ergeben. Er verliert sich wie sooft in die Empfindung, die Hälfte jener ungezählten Fußspuren auf den Gehsteigen sei lediglich veranlaßt von einer sinnlosen Unruhe und Neugier, irgendwann dem Ungewöhnlichen (einer Erlösung) zu begegnen, das nirgendwo, nahezu niemals gefunden wird. Aus diesem Grunde, und weil er keinem Enttäuschten begegnen will, dehnt der Mann seinen Gang aus. Er läßt ihn andauern, bis Getriebe und Alltag und Licht sich verflüchtigt haben und der Abfall von Lauten durch die wehenden Mäntel letzter, später Wanderer zusammengekehrt ist. Erst dann, es ist also Abend, geht er langsam und ermüdet seinem Hause zu und schließt damit den großen Kreis seines Wegs — unweit der Kreuzung übrigens, da sein linker Fuß unentschlossen an der Gehsteigkante zögerte.

Die Karussels schweigen unter grauen Hüllen. Zwischen zwei Verkaufsbuden gewahrt der Mann plötzlich zu seinen Füßen eine Blutlache, groß und verzweigt, dunkles Rot, über die Pflastersteine zerfasert. Und mit einemmal bringt ihm die erschreckende Gewißheit, daß hier die wirklichen Laute des Tages und die gewisse Hoheit der Wageninsassen jäh und grausam vor den Augen der Kunden unterm Messer hinstarben, die nie erwartete, einzig mögliche Erschütterung.

HELMUT G. KIESOW

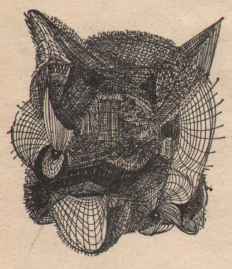
VERSUCH V

Eingeengt gesplittert ist im herzen
Das leben am boden knieend sammle
Ich die bruchstücke solcher schwärze
Sammle ich die bruchstücke solchen
Lebens so abgewandt von zeit von
Morgen abend bin ich eingezirkelt
Die zyklen meiner wüsten gedanken
Und leisen gedanken da fallen eure
Gesichter von den schultern da glaubt
Mir das nachtgetier nicht den wandrer
Am schattenrand solcher schwärze
Tla-tla-tla äfft der [redacted] mir nach
Und hackt nach meinem kopf tla-tla-
Tla singt der bunt gefiederte und
Ich starre unter meiner maske mit
Bösem blick empor bruchstücke solcher
Schwärze mär de[redacted]opheten ins licht
Gesetztes nachtgewächs spiel mit tagen
Wochen gang durch ruinen blütenfelder
Traum quergestellt splitterndes leben
Bruchstücke solcher schwärze solcher
Schwärze mit dieser hand mit diesen
Fingern grabe ich mich in den wühl-
Mausgang ein grabe ich mich ein

VERSUCH VI

Fischzug: die männer mit
Den stumpfen gesichtern
Decken die sonne ab und zünden
Ihre zigaretten an die männer
Mit den stumpfen gesichtern
Lassen ihre hunde los lassen
Die angeketteten hunde los
Lassen sonne sonne sein lassen
Fisch fisch sein haus haus
Butterblume butterblume mutter
Mutter mensch mensch jetzt lassen
Sie ihre hunde los die gro[redacted]
Hunde die männer rüsten zum
Fischzug die männer legen die
Netze aus die männer lachen die
Männer singen ein lied aus einer
Japanischen kinderfibel di[redacted]nner
Singen banzai banzai vorwärts
Soldaten vorwärts banzai banzai
Zehntausend jahre hurra vorwärts
Soldaten in den straßen treiben
Die fische bäuchlings kieloben
In den straßen treiben wir und
Falten die hände auf dem rücken

Brassaï: Graffiti



WERNER SCHREIB

Bemerkungen zur semantischen Malerei

was neu in die welt eintritt, muß einen neuen namen bekommen; ebenso müssen neue malerische ideen mit einem neuen namen gekennzeichnet werden, nicht zuletzt, um die unterscheidung zu erleichtern, die zwischen originalem und epigonalem getroffen werden muß. für unsere malerei bot sich das wort „semantisch" an, denn wir hatten herausgefunden, daß σημα σημειογ (säma, semeion) im griechischen so viel heißt wie zeichen, bild, siegel, signal.

die tatsache, daß dieses wort in manchen zweigen der wissenschaft bereits eine bestimmte verwendung gefunden hatte, störte uns dabei wenig. in der malerei war es bisher noch nicht gebraucht worden. wir haben es usurpiert; denn es gibt kein anderes wort, das unsere absicht und unsere arbeiten besser bezeichnen konnte. darüber hinaus handelt es sich um ein aktuelles problem. einige der großen ausstellungen haben gezeigt, daß die gleichen probleme von verschiedenen künstlern auf ähnliche und doch sehr verschiedene weise einer lösung entgegengeführt wurden. in dem artikel „neue tendenzen" (kunstwerk nr. 10/11, 1961) spricht alexander leisberg von einem „zusammenschluß der bildbausteine zu formkollektiven". leisberg bleibt jedoch eine nähere definition der bildbausteine schuldig, hier setzen unsere bemühungen an. wir haben erkannt, daß es sich immer wieder um die gleichen elementaren formen handelt: vertikale, horizontale, kreis, zickzack, ondulation, spirale — formen, die von lattanzi und mir als „grundgesten" definiert worden sind.

wie kommt es zu dieser bezeichnung?

das semantische bild nimmt in der interpretation bezug auf die „zeichen" wie sie zum beispiel in der gestualen malerei von hans hartung eine elementare rolle spielen. dieser komplex, bekannt unter den kategorien „signisme", — „action painting", — „lyrische abtraktion" (p. restany) hat seinen festen platz innerhalb der ernstzunehmenden kunsttheoretischen diskussion der gegenwart. es ist darum selbstverständlich, daß „diese kunst, die in den letzten jahren zu einer der großen strömungen in der jungen malerei wurde, diese abstrakte kunst in ihrer rhythmik und in der linie, die sich in einem abstrakten raum entwickelt, diese durch die alleinige wirkung des fleckens und des zeichens poetische dynamik . . ." (m. ragon über hans hartung, cimaise nr. VII/5 1960) für unsere arbeiten bedeutsam wurde. sie waren für uns nicht der ausgangspunkt, aber eine überraschende bestätigung.

wenn man die bilder hartungs auf ihre bestandteile oder elemente hin analysiert, wird man feststellen, daß in ihnen ein immer wiederkehrender codex von zeichen auftaucht. dieser tatbestand ist keineswegs neu. entkleidet man die hartungsche geste ihrer faktur, so bleibt als residuum ein skelett. das ist das, was wir als grundgeste (basic gesture) definiert haben. es gilt auch für die anderen klassiker des action painting.

der maler lattanzi hat bereits vor mehreren jahren eine publikation über das semantische bild veröffentlicht, die allerdings mehr von philosophischen grundlagen an das problem heranging (semantic paintings, bassani 1958). als wir beide vor einem jahre in london unsere arbeiten ausstellten, entdeckten wir zu unserer großen überraschung, wie sehr wir uns auf dem gleichen wege befanden, obwohl wir keine kenntnis voneinander gehabt hatten. die gemeinsamkeit der strukturen bei aller verschiedenheit der persönlichen ausprägung war für uns ein überraschendes phänomen. unsere gemeinsamen untersuchungen und studien, die kurz darauf in paris und frankfurt am main fortgesetzt wurden, haben wir in einer publikation zusammengefaßt „about the semantic image", — herausgegeben von der galerie „das fenster" dr. h. appel, frankfurt a. m. — zeil 81, — märz 1961. —

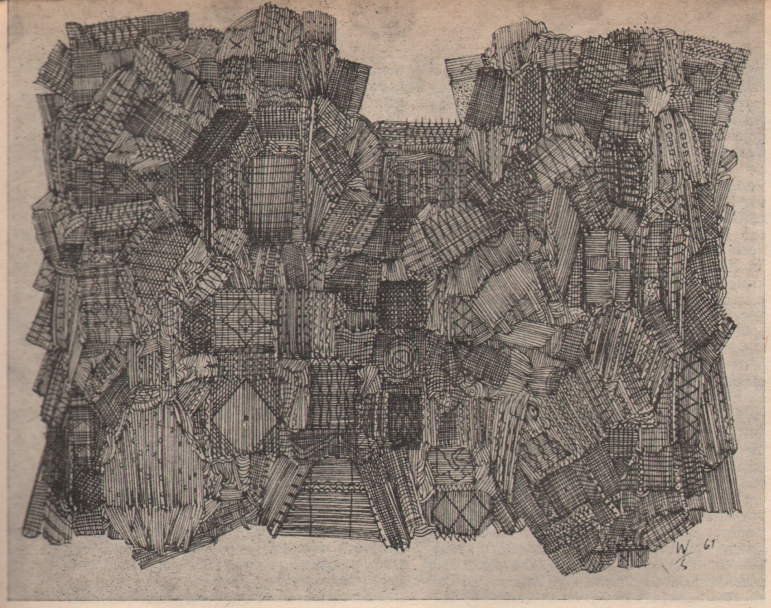
das ziel unserer malerischen arbeit ist das kontrollierte bild; uns erscheint das „kunstwerk als produkt" genau so wichtig, wie das „kunstwerk als proze6" (k. leonhard, kunstwerk 5—6 / XV, 1961).

der offenen skizze des informel stellen wir das hermetisch zugewachsene bild gegenüber. man mag darin eine verlangsamung der spontaneität erblicken, möglicherweise eine erschlaffung der malerischen gestikulation, ihren baldigen stillstand oder sogar ihre legitime erstarrung. umbro apollonio bezeichnete kürzlich meine gesiegelten bilder als „petrifikationen des informel". das ist sehr plausibel gesagt, wenn es auch weit voraus zu greifen scheint. im mimetischen, d. h. in der inneren struktur der kristallinischen bildungen, glaube ich weiterhin die kontinuität zu wahren, wenn auch in einer gewissen dialektik, durch gegensätzlichkeiten und verfremdungen breitester auffächerung. meine siegelformen sind relikte aus der technischen welt, schrauben, muttern usw. — in ihren präzisen profilen ist jene elementarform erkennbar, die wir als grundgeste analysiert haben.

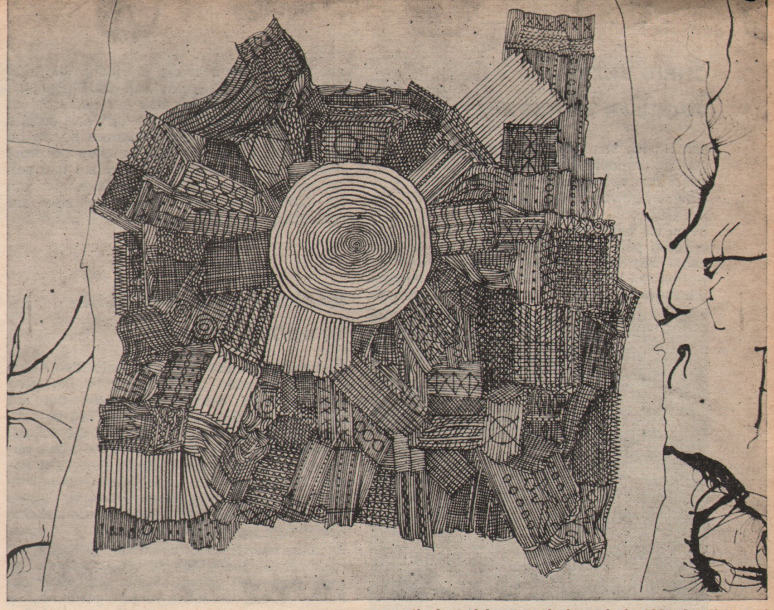
im bild erscheint uns die „kontinuität der bildnerischen elemente" (leisberg) d. h. die reihung und multiplikatorische funktion allein nicht ausreichend. wir müssen zu höheren graden poetischer vielfalt und verzauberung durchstoßen. die juxtaposition der grundgesten ist ein höherer grad der verdichtung und deshalb typisch für unsere arbeiten. wir wissen zwar, daß der gestus emotionalen ursprungs ist, dagegen ist die reibung der geste, die addition, multiplikation und juxtaposition ein zulässiges mittel rationaler durchdringung, abgeleitet aus der vielfalt der möglichkeiten, die im informel und im action painting enthalten sind.

das soll nicht heißen, daß unsere arbeiten nur rational perzipierbar sind. im nebeneinander von formalem und informalem (applonio) enthalten sie ein großes maß phantastischer bezüge, die sich einer deutung durch uns entziehen, sie sind ein korrelat, ein ästhetisch — phantastisches äquivalent zur „welt der gegenwart". die reflexion ambivalenter begriffe macht sie austauschbar. dadurch kann „welt der gegenwart" auch als „welt der automation" bestimmt werden. ihr wesen ist die anonymität, ihre operationen verlaufen geheimnisvoll, aber gesetzmäßig, wie ein schachspiel.

beachten Sie nun die nächste Seite!



semantische zeichnung 1961 detail 17 x 20



semantische zeichnung mit der spirale 1961 detail 17 x 20

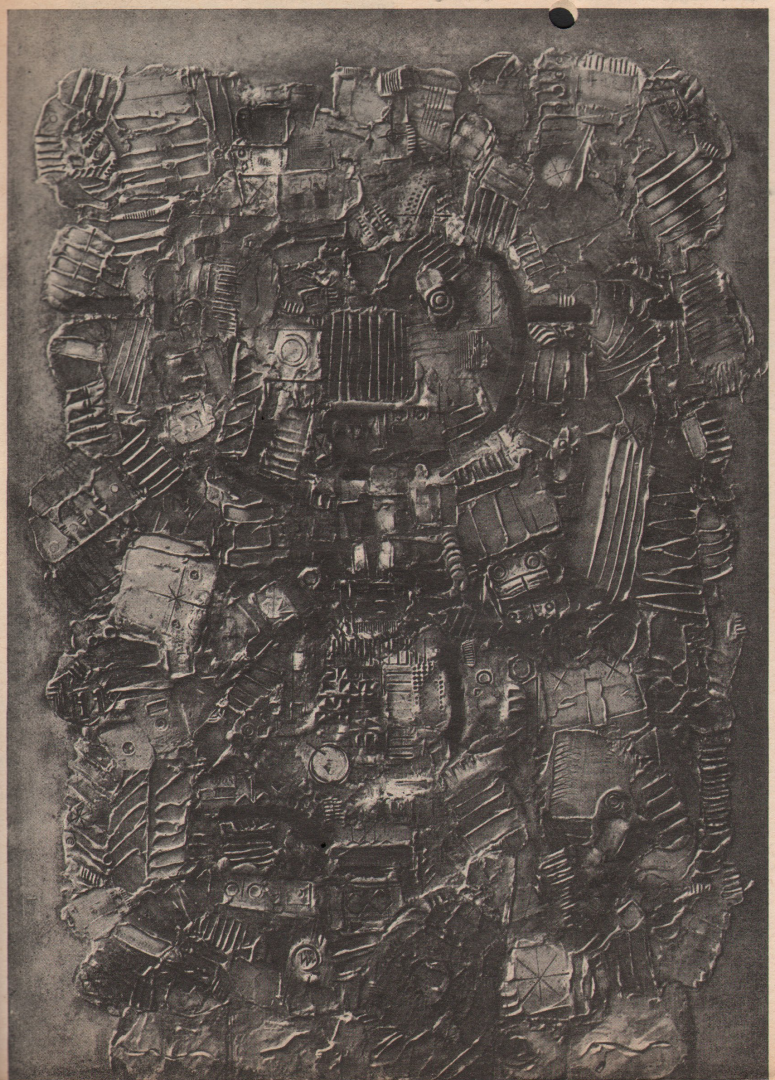
werner schreib

geboren 1925
mittelgroß, schnauzbart, berliner
gegen ende des krieges artillerie-offizier
lebt in frankfurt a. m.-sachsenhausen
studium der malerei und graphik an werkkunstschulen und
an der académie ranson, paris, bei st. w. hayter
beteiligung an bedeutenden internationalen ausstellungen
verschiedene eigene publikationen

semantische malerei

1959 documenta II kassel
1959 I. biennale junger künstler paris
auszeichnung mit dem einzigen grand prix de gravure
1960 arte actual aleman – carracas/südam.
1960 XXX. biennale venedig
1960 2. bienale tokio
1959 und 1960 graphik in der kestnergesellschaft
1961 internationale malerei wolframs-eschenbach
außerdem zahlreiche einzelausstellungen

semantisches bild 1961 mischtechnik 85 x 62



semantisches bild mit den zitaten (sonderborg und lattanzi) 1961 mischtechnik 85 x 62